Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 8 Leipzig, den 24. Februar 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Stille Stunden — Sören Kierkegaards Angriff auf die Christenheit: 3. Darstellung seiner Hauptgedanken — Eine Promotionsdisputation im Wittenberg der Reformationszeit — Der Grabenhäger — Verschiedenes: Ist Satire erlaubt? — Anzeigen

Stille Stunden

Und da er das Volk von sich gelassen hatte, stieg er auf einen Berg allein, daß er betete. Und am Abend war er allein daselbst. Matth. 14, 23.

Der Herr hat einen heißen Tag voll Arbeit hinter sich. Vom Morgen bis zum Abend ist er umhergezogen und hat gelehrt und gepredigt. Nun schickt er die Leute heim. Einen letzten Segenswunsch ruft er ihnen nach, dann eilen sie davon.

Werden sie festhalten, was er ihnen ans Herz gelegt hat? Wie viele hat er zu sich und zum Vater gezogen?

Jesus trennt sich von seinen Jüngern, einsam wandert er den Weg zum Gipfel eines Berges. Er möchte allein sein, allein mit sich und seinem himmlischen Vater. Einsam steht er droben auf dem Bergesgipfel. Rings ist die Welt in Dämmerung versunken, nur hie und da blinkt ein Licht aus der Tiefe empor und zeigt an, daß dort Menschen wohnen. Das Geräusch des Tages ist verhallt, nichts unterbricht die feierliche Stille, nichts zieht die Gedanken ab. Nur die Sterne funkeln am dunkeln Nachthimmel, der sich wie eine große schwarze Decke über der schlummernden Erde wölbt.

Wer je einmal nachts auf einsamer Bergeshöhe gestanden und in das Dunkel unter sich hinabgeblickt hat, der weiß, welch eignen Zauber diese schwarze Dämmerung auf den Menschen ausübt. Da sammeln sich unwillkürlich die Gedanken. Weil wir fast nichts wahrnehmen und es doch unmittelbar empfinden, daß wir nur ein kleiner winziger Punkt in der großen Welt um uns her sind, so fragen wir unwillkürlich: Was bist du denn eigentlich, was bedeutest du, was schaffst und wirkst du für diese große, weite Welt?

Der Herr ist wiederholt abends einsam auf einen Berg gestiegen. Er hat es offenbar geliebt, nach des Tages Arbeit eine Weile allein zu sein und zu überdenken, was er that und was er wollte. Bei ihm war solches Ueberlegen allemal zugleich ein Reden mit seinem Vater, dessen Werk ja sein Werk und dessen Wille sein Wille war. Er betete, wenn er allein war.

Aber es ist bezeichnend, daß er überhaupt das Bedürfnis nach solchen stillen Stunden der Sammlung empfand, und daß er es für nötig und angemessen hielt, dies Bedürfnis zu befriedigen. Denn von ihm galt doch thatsächlich, daß sein ganzes Leben ein Gebet, ein ununterbrochner Verkehr mit Gott war, und dennoch suchte er stille Stunden.

Was er sich zu schaffen für gut befand, ist uns, seinen Jüngern, vollends nötig und unentbehrlich, wenn unser inneres Leben nicht verkümmern und verkrüppeln und in ein Nichts auseinander fallen soll.

Und gerade je tiefer wir darinstecken in dem unruhigen Getriebe des täglichen Lebens, je aufreibender unsre Thätigkeit ist, je vielseitiger unsre Interessen, je mannigfaltiger und bunter und abwechslungsreicher die Bilder sind, die an unserm geistigen Auge vorüberziehen, je weniger Zeit wir haben, um so mehr Zeit müssen wir haben zur Sammlung, um so unentbehrlicher sind uns stille Stunden, in denen wir uns und unser Leben im Lichte der Ewigkeit betrachten. Denn je unruhiger die See wütet, um so häufiger muß das Auge des Lotsen auf den Kompaß blicken, damit das Schiff die Richtung wahre.

Dir sind auf deinem Lebenswege gewiß schon Menschen begegnet, in deren Nähe dir wunderbar wohl wurde, von denen ein Hauch des Friedens ausging auf ihre ganze Umgebung, in deren Reden und Thun eine Ruhe und Sicherheit sich ausprägte, die dich in Erstaunen setzte. Es waren vielleicht gar nicht besonders hervorragende Menschen, aber es waren Kinder des Friedens, und sie trugen den Stempel der Ewigkeit. Das war eine Wirkung der Kraft, die sie in stillen Stunden aus ihrem Gotte schöpften, und ein Wiederschein des Friedens, den sie in ihm stets aufs neue fanden.

Denn wie in der stillen Nacht der Tau sich auf Blüten und Blätter senkt und sie zu neuem Leben erfrischt, so senkt sich in die Menschenseele in den stillen Stunden der Sammlung und des Gebets der wunderbare Himmelstau des Friedens und der seligen Ruhe herab. Nimm der Blume den Tau, sie verdorrt und welkt; nimm deiner Seele die Sammlung und den stillen Verkehr mit Gott, sie verdorrt und welkt gleich der Blume ohne Tau.

Brandes

Sören Kierkegaards Angriff auf die Christenheit

3

Wir fragen nach den Gedanken, für deren praktische Geltung in der Christenheit Kierkegaard gekämpft hat. Es kann sich hier nicht darum handeln, seine Lebensanschauung in der ganzen Verschlungenheit ihrer ästhetischen, ethischen, allgemein religiösen und christlichen Gedanken und Empfindungen zu skizziren. Sondern wir beschränken uns auf Hauptmotive, wie sie für die christliche Gemeinde in Betracht kommen. Da meinte nun Kierkegaard zunächst, der Begriff „Christenheit" sei eigentlich weiter nichts, als eine ungeheure Sinnestäuschung. Die Christenheit lebe gar nicht mehr in wirklich christlichen, sondern in ästhetischen oder ästhetisch-ethischen Bestimmungen, wenns hoch komme, mit einem allgemein religiösen Hintergrund. Das ganze Christentum der Gegenwart sei um eine Qualität herabgestimmt, eine Religion des Trostes und der Beruhigung ohne Strenge und Gewissensernst, eine feige Abschwächung ursprünglicher Kraft und ursprünglicher angreifender Herrschergewalt. Das Ideal ging verloren. Christentum ist das Unbedingte, sie aber schafften das Ideal mit seiner unendlichen Forderung ab und richteten die Gnade auf als Schalksdeckel für eine raffinirte Weltlichkeit. Die „Christenheit," sagt er, „ist dieser ekelhafte Jux, ganz und voll in der Endlichkeit zu bleiben und dann — die Verheißungen des Christentums mitzunehmen." Weltliche Klugheit mit ihren zeitlichen Maßstäben beseitigte die Forderungen der Ewigkeit, und die eingebildete Zufriedenheit der Mittelmäßigkeit triumphirte.

Was ist Spießbürgerlichkeit? Was ist Geistlosigkeit? Aenderung des Maßstabes durch Aufgeben der Ideale, Akkommodation der Forderung an das, was wir Menschen nun einmal sind. Sieh, darum ist es mit der Christenheit zurückgegangen, weil man die Nachfolge abgeschafft und nicht einmal mehr als Maß und Gewicht benutzt hat.

Diese Vergötterung der Klugheit, das „bis zu einem gewissen Grade," ist die Abgötterei unsers Geschlechts, dem Christentum ein Greuel, obwohl es gegen die Klugheit als Vermögen, als Gabe nichts hat.

Deine Liebe, o Gott, bewegt, der Gedanke, Dich lieben zu dürfen, begeistert mich, daß ich (unter der Möglichkeit stehend, von der Allmacht gezwungen zu werden) mit Freude und Dank das sein will, was man wird, wenn man von Dir geliebt und Dir in Liebe ergeben ist: ein Opfer, geopfert einem Geschlecht, dem die Ideale ein Narrenstreich, ein Nichts sind, das Irdische und Zeitliche der Ernst; einem Geschlecht, das weltliche Klugheit, christlich verstanden, schmählich demoralisirt hat.

Das Endergebnis lautet:

O Luther, du hattest fünfundneunzig Thesen: wie schrecklich! Und doch gilt im tiefern Sinne: je mehr Thesen, desto weniger schrecklich. Die Sache ist weit schrecklicher: es giebt nur eine These, das Christentum des Neuen Testaments ist gar nicht da.

Wer trägt die Schuld an diesem Elend? Schuld hat vor allem eine falsche Verkündigung. Schon Luther — für den im übrigen Kierkegaard eine außerordentliche Verehrung besitzt — hat damit den Anfang gemacht. Die Reformation war eine unerlaubte Modifikation des Christlichen, eine Reaktion des Menschlichen und Natürlichen gegen das Göttliche. Es ist Luthers Erfindung, daß das Christentum dazu da sei, zu beruhigen und zu trösten. Freilich schon mit Petrus kann es nicht ganz richtig gewesen sein, da auf seine Pfingstpredigt hin gleich so große Massen, dreitausend auf einmal, gläubig wurden. In der Nachfolge ihrer Menschlichkeiten scheint nun die ganze Geistlichkeit darauf eingeschworen zu sein, das Christentum so abzuschwächen, daß es keine Aufregung und Beunruhigung in den Gemütern hervorruft. Unter ihrer Verwaltung ist das Christentum allmählich ein angenehmer Gegenstand entweder der Spekulation oder der Phantasie geworden, es wird da nicht so zudringlich, die persönliche Existenz der Hörer und der Geistlichen selbst belästigen und beschweren zu wollen. Nein nein, bewahre! Hier handelt es sich bloß um Rhetorik oder um die Weisheit von Dozenten, beileibe nicht um Zeugen, um Nachfolger Christi, die noch mehr verstehen möchten, als das Christentum intellektualistisch oder poetisch, wissenschaftlich oder künstlerisch darzustellen — ohne Gefahr für Darsteller und Publikum, gerade wie auf der Bühne oder auf dem Katheder.

Nennt man das mittelalterliche Christentum das klösterlich-asketische, so könnte man unser heutiges Christentum das professorenhaft-wissenschaftliche nennen; Alles konnte ja nicht Professor werden, aber Alle bekamen doch einen professorenhaften, wissenschaftlichen Anstrich. Und wie in der ersten Zeit nicht Alle Märtyrer wurden, Alle aber sich und ihr Christentum auf das Martyrium bezogen und an ihm maßen; und wie im Mittelalter nicht Alles ins Kloster ging, Alle aber das Kloster als Möglichkeit in Rechnung nahmen und in dem Klosterbruder den wahren Christen sahen: so ist es in unsrer Zeit der Professor, der für-Alle das Maß und Ideal ist; der Professor ist der wahre Christ. Und mit dem Professor kam die Wissenschaft, und mit der Wissenschaft der Zweifel, und mit der Wissenschaft und dem Zweifel das wissenschaftliche Publikum, und dann kamen die Gründe pro und contra, und man wurde zum pro und contra: „denn es läßt sich in der Sache viel pro und contra sagen."

Die so entwertete Verkündigung brachte zur Belohnung auch noch Geld und Ehren ein, die Kreuzigung Christi wurde die Nahrung, die Karriere dieser christlichen Rhetoren und Dozenten. Was Wunder, daß alle Gotteskraft verloren ging!

Denn nie hat eine Lehre, bedient von Rangespersonen und besoldeten Beamten, die nur als Gewicht an ihr hängen und sie in die Endlichkeit herniederziehen, die Welt umgeschaffen, so wenig als man einen Drachen mit Hilfe eines Gewichts, das nur niederzieht, steigen lassen kann; nie hat eine Lehre, so bedient, auch nur eine kleine Verfolgung hervorzurufen vermocht, ohne die doch von einer Umgestaltung der Welt nicht die Rede sein kann — davor werden die Betreffenden sich schon hüten.

Der Erfolg dieser unwahren, vorsichtigen, diplomatischen Verkündigung hat denn auch nur eine unwahre Ausbreitung sein können. Es entstanden jene „Bataillone von Christen," die die Erde erfüllen. Es entstand eine christliche Welt, christliche Staaten u. s. w. Der Begriff „Christ" steht in einem

umgekehrten, der „Staat" in einem geraden Verhältnis zur Zahl: aber man hat Christentum und Staat ineinander aufgehen lassen — „zum Besten des Geschwätzes und der Geistlichkeit." Die Welt wars zufrieden. Sie forderte gerade Garantien gegen den Ernst des Christentums. Sie wollte betrogen sein — da ward sie betrogen, und das Christentum dazu. Und jetzt haben wir diese ganze wohlfeile Ausgabe des Christentums, billig und schlecht, dies weltbefriedigte Idyll, diese von Pfaffen aller Konfessionen in Ablaß verwandelte Gnade, die alles Gemeine decken soll.

Wie ist zu helfen? Nicht durch Geschäftigkeit im Aeußern, durch Neuerungen hier und da in den Formen.

Denn „Christentum" ist Innerlichkeit, Verinnerlichung. Sind je zur Zeit die Formen, unter denen man leben soll, nicht die vollkommensten: nun, in Gottes Namen; kann man bessere bekommen: gut. Wesentlich aber muß feststehen: daß das Christentum Innerlichkeit ist. Wie sich der Mensch dadurch vor dem Tier auszeichnet, daß er in jedem Klima leben kann, so richtet sich im Christentum, eben weil es Innerlichkeit ist, der Grad der Vollkommenheit nach der Größe der Kraft, auch unter den möglicherweise unvollkommensten Formen noch bestehen zu können. Dieses äußerliche Wesen, diese tantalische Geschäftigkeit für Veränderung im Aeußern ist Politik.

Wir leiden an der Ueberschätzung ihres äußern Treibens:

Dieses Buhlen mit Reformationsgelüsten, diese falsche Reformirungssucht ohne Opferwilligkeit; diese leichtfertige Einbildung, als könnte man reformiren, ohne auch nur eine Vorstellung, geschweige denn eine erhabne Vorstellung davon zu haben, wie ungewöhnlich erhaben der Gedanke einer „Reformation" ist; dieses heuchlerische Verkennen der eignen Unfähigkeit, die geschäftig dem zerstreuenden Gedanken nachgeht, die Kirche reformiren zu wollen, wozu unsre Zeit am allerwenigsten taugt. Als die Kirche einer Reformation bedurfte, da meldete sich Niemand, da war kein Gedränge von solchen, die mitwollten; Alles floh zurück; nur Einer, der Reformator, wurde in aller Stille, in Furcht und Beben und viel Anfechtung dazu erzogen, in Gottes Namen das Außerordentliche zu wagen. Heutzutage herrscht ein Gesumme wie auf dem Tanzboden mit dem Reformirenwollen. Das kann nicht Gottes Gedanke sein, das ist vielmehr eine läppische Erfindung von Menschen. Daher auch statt Furcht und Beben und viel Anfechtung lauter Hurra, Bravo, Beifall, Abstimmung, Zujauchzen, Kameradschaft, Spektakel — und blinder Lärm.

Wohl kann unter Umständen ein Bestehendes derart sein, daß der Christ sich nicht darein finden, nicht sagen darf, das Christentum sei eben diese Gleichgiltigkeit gegen das Aeußere. Aber dann führe er den Kampf gegen das Aeußere nicht abermals mit äußern Mitteln, sondern innerlich, als ein Gewissensmensch, ohne Komitees und Abstimmungen, ohne alles das, was zum weltlichen Koterie- und Parteiwesen gehört. Also:

Kommt Einer so mit dem Bestehenden in Konflikt, daß es ihm einfallen könnte, es handle sich um eine Gewissensfrage! — großer Gott, um eine Gewissensfrage! — und er wagt das zu sagen, so hat er ein einzelner Mann zu sein, leidend zu streiten, das Martyrium zu wählen. Gewissen und Gewissenssache kann — dies steht ewig fest und liegt in der Sache selbst, denn das Gewissen ist kein numerischer Begriff — nur von einem einzelnen Mann, durch Charakter und Handeln repräsentirt werden, nicht durch Veranstaltung einer Diskussion, die auf eine Abstimmung hinausläuft. Alles Parteiwesen und Parteigetriebe, das vielleicht sogar mit Intrigue verbunden ist, verschuldet eine Unwahrheit, wenn es gegen ein Bestehendes sich aufs „Gewissen" berufen will. Ist es denn Gewissenssache, dann soll so gestritten werden. Ists nicht Gewissenssache, so wird die Sache eine ganz andre; dann ists gerade Christentum, daß man in Bekümmerung für sich selbst Gleichgiltigkeit gegen das Aeußere entwickelt.

Zum Beispiel: wie benahm sich Luther bei seiner Verehelichung nicht?

Er erging sich nicht in herzlichem Geschwätz mit Kreti und Pleti, Freunden und Freunden, um mit ihnen einen welthistorischen Blick auf die Vorzeit der Kirche, einen desgleichen auf ihre Zukunft zu werfen. Er redete zu diesen „wahren Freunden" auch nicht so: die Frage wegen der Priesterehe ist eine Gewissenssache. Was sollen wir aber machen? Wir wollen zusammenhalten und sehen, daß unser noch mehr werden, dann will ich mit meinem Antrag hervortreten. Wenden wir uns an den Reichstag. Freilich, mich beschäftigt die Sache religiös, aber es giebt eine bedeutende Partei, die sich aus weltlichen Gründen auch dafür interessirt. Nach meiner genauen Kenntnis der Stärke der Parteien — und merkts euch nur, erhaltet dieses Wort der Geschichte, denn es birgt das Geheimnis meines Lebens in sich: die Einsicht in die Parteiverhältnisse macht eigentlich den Reformator aus — also, nach meiner genauen Kenntnis der Stärke der Parteien ist es nicht unmöglich, ja, es ist nicht unmöglich, daß wir die Gegenpartei um einige Stimmen überflügeln und uns durch eine kleine, winzige, einfache Majorität hindurchdrücken — zur Gewissensfreiheit! Gewiß, es ist nicht unmöglich. Und sollte es sich herausstellen, daß es nicht reicht, so können wir ja den Antrag zurückziehen, die Sache ist also nicht gefährlich.

Nein, die Sache ist freilich nicht gefährlich, sagt Kierkegaard, und so hat Luther seine Reformation nicht durchgesetzt! Wahre Hilfe kommt nicht von außen, sondern von innen, und nicht von der Menge, sondern von dem Einzelnen.

Die Reformation der Straßenbeleuchtung und des Verkehrswesens geht vielleicht am besten vom Publikum aus; daß aber eine religiöse Reformation vom Publikum ausgehen sollte, ist eine Unwahrheit und, christlich verstanden, eine aufrührerische Unwahrheit! Als das Christentum in die Welt kam, da galt es, die Lehre auszubreiten. Jetzt, in der Christenheit, liegt der Fehler gerade in der unwahren Verbreitung der Lehre..... Was deshalb in der Christenheit dem Bösen entgegenarbeiten soll, darf ja nicht die Form der Verbreitung haben — deshalb: je weniger, desto besser, am liebsten buchstäblich nur ein Einzelner. Denn die Verbreitung, das Extensive, ist die Wurzel des Bösen; darum muß die Gegenwirkung von dem Intensiven kommen.

Der Einzelne ist die Kategorie, an die Kierkegaard selbst seine wesentliche Bedeutung für Religion und Ethik geknüpft hat. „Es ist — sagt er — die Kategorie des Geistes, der geistigen Erweckung und Belebung. Mit ihr steht und fällt die Sache des Christentums, ohne sie hat der Pantheismus unbedingt gesiegt.“ Der Einzelne „nicht im Sinne der hervorragenden Begabung, sondern so, daß jeder, unbedingt jeder Mensch, wie er ein Einzelner ist, der Einzelne sein kann, ja sein soll!“

Bestimmen wir den Begriff des Einzelnen näher! Seine Hervorhebung steht im Gegensatz zu einer einseitig kontemplativen und zu einer einseitig historischen Betrachtungsweise. Das Höchste ist nicht, sagt Kierkegaard, „das bunte Farbenspiel der aufeinanderfolgenden Generationen, dem einer Heringsschar im Meere zu vergleichen, die ja auch einen großartigen Anblick darbietet, während die einzelnen Heringe nicht viel wert sind.“ Das Höchste ist auch nicht das Untergehen der Persönlichkeit im selbstvergessenen Schauen des Ideals oder selbstvergessener Vertiefung in die luftigen Gebilde der philosophischen und dogmatischen Spekulation. Das Leben ist kein Schauspiel, sondern es ist eine Aufgabe, die ganz persönlich zu verwirklichen ist in Bekümmernis um die eigne Seele, im höchsten Verantwortungsgefühl für die Gestaltung des eignen Selbst. Und gerade nur der Einzelne als Einzelner kann diese Aufgabe in ihrer Größe erkennen. Die Menge, das Numerische, schwächt die Verantwortung. Ein Einzelner hätte Christum nicht gekreuzigt, aber es geschah, als sie zur Menge wurden. Und es geschah, weil Christus nichts mit der Menge zu thun haben wollte, obwohl er sich an Alle wandte. Denn ihm zunächst „lag die gottesfürchtige Arbeit ob, womöglich mit Allen sich einzulassen, aber stets nur wie mit Einzelnen, auf Straßen und Gassen mit Jedem besonders zu reden, um zu isoliren, oder zwar zur Menge zu reden, aber nicht um eine Menge zu schaffen, sondern damit doch der eine und andre Einzelne von der Versammlung hingehe und zum Einzelnen werde.“ Alle Menschenklugheit geht auf das Eine aus, ohne Verantwortung leben zu können: der Einzelne löse sich los von dieser gottlosen Klugheit und bedenke seine Verantwortung, die Niemand ihm abnimmt. Und in ihr wähle er zwischen den verschiednen Möglichkeiten der Lebensführung, die sich ihm darbieten!

Kierkegaard unterscheidet drei Hauptmöglichkeiten oder drei Stadien der Lebensanschauung, das ästhetische, ethische und religiöse Stadium. Er hat sie mit außerordentlicher Kunst und genialer Psychologie in seinen Schriften dargestellt, jede Lebensanschauung bis zu ihren letzten begrifflichen Konsequenzen, wobei er besonders in der Beschreibung des ästhetischen Stadiums vor den raffinirtesten Schilderungen nicht zurückgeschreckt ist.

Der Aesthetiker, wie er ihn versteht, ist charakterisirt durch die grundsätzlich festgehaltne Willkür seines Lebens. Er sucht überall eine momentane, pikante Berührung, nicht mehr. Er will nicht die Ehe, sondern Erotik, nicht die Berufsarbeit, sondern geistreichen Dilettantismus, nicht die Treue, sondern Wechsel. Er ist kein Planet, der um einen Mittelpunkt kreist, er gleicht der Tangente, die den Kreis nur an einem Punkte berührt. Nur nicht sich binden! Treue ist langweilig! Das Spiel der Phantasie und Stimmung mit den Möglichkeiten des Daseins und der Genuß dieses Spiels, das Sichwiegen in der nimmer ruhenden Mannigfaltigkeit der seelischen Töne und Klangfarben — darin liegt Neuheit und Reiz!

Dem ethischen Menschen ist das Leben kein Spiel, sondern Ernst, nicht Willkür, sondern verantwortungsvolle Treue. Mit Innigkeit kehrt er zu dem einmal als richtig Erkannten zurück und hält es fest. Die „Wiederholung“ ist der ethische Zentralbegriff, die Wiederholung des Alten gegenüber der Sucht nach immer Neuem. Und neben der Wiederholung der Entschluß. Er ist die beschützende Macht z. B. in der Ehe, die von Erotik allein nicht leben kann, sondern gegenüber dem Wechsel der Stimmungen einer ethischen Willensmacht als Erhalters und Regulators bedarf.

Die Moral gewinnt ihre Sanktion und ihre Kraft durch das Gottesverhältnis. Das Gottesverhältnis aber, sobald es einmal da ist, weiht nicht bloß das Sittliche, sondern beansprucht bald eine selbständige Bedeutung über dem Sittlichen. Dieses ist das Allgemeine, worüber die Menschen sich verständigen können; das Gottesverhältnis erhebt den Einzelnen über das Geschlecht, schlägt ihn zum Ritter einer heiligen, schweigenden Innerlichkeit, stählt die Seele durch die Gemeinschaft mit einer absoluten Persönlichkeit und einem absoluten Ziel und schafft alle die neuen Probleme, wie sie sich durch die Wechselwirkung von Religion und Moral für das Gebiet beider nach Geltung und Inhalt ergeben. Des Nähern handelt es sich um zwei Grundformen der Religiosität, die sowohl in sich selbst als auch in ihren sittlichen Folgerungen sich scharf gegen einander abgrenzen. Entweder kann die Ewigkeit als allgemeiner, stets gegenwärtiger Hintergrund des Daseins festgehalten werden, das Ewige durch das Zeitliche hindurchschimmernd — dann erhalten wir die humane und immanente Religiosität; oder die Ewigkeit kann in ihrem Gegensatz zur Zeit, das Göttliche als qualitativ verschieden vom Menschlichen ergriffen werden — dann erhalten wir die paradoxe und transzendente Religiosität.

Das sind abstrakte Möglichkeiten der Lebensführung und als solche Gegenstand der Verstandesdialektik, des Denkens. Denn dies hat es in seiner Isolirtheit eben nur mit der Möglichkeit zu thun:

Es kann die Wirklichkeit nicht erreichen; sowie es dieselbe erreicht haben wollte, hat es sie in gedachte Wirklichkeit oder in Möglichkeit umgesetzt; das Denken kann über sich selbst nicht hinauskommen.... Handeln, nicht bloßes Denken ergreift die Wirklichkeit und gestaltet meine Wirklichkeit ... Alle meine [bloße] Erkenntnisarbeit berührt mein Leben, seine Lüste, seine Leidenschaften, seine Selbstsucht gar nicht und läßt mich ganz unverändert — meine Handlung verändert mein Leben.

Und in dem Tagebuche des Jünglings findet sich folgende prachtvolle Stelle:

Was ich eigentlich brauche, ist das, daß ich mit mir selbst darüber ins Klare komme, was ich thun soll. Nicht, was ich erkennen soll, ist für mich die Frage — außer sofern jedem Handeln ein Erkennen vorausgehen muß —, vielmehr handelt es sich für mich um das Verständnis meiner Bestimmung: daß ich sehe, was die Gottheit eigentlich von mir will; es gilt, eine Wahrheit zu finden, die Wahrheit für mich ist, die Idee zu finden, für die ich leben und sterben will. Und was nützte mir hierzu, daß ich eine sogenannte objektive Wahrheit ausfindig machte ... wenn sie für mich selbst und mein Leben keine tiefere Bedeutung hätte? ... Was ich brauchte, wäre das, daß ich ein volles menschliches Leben führte anstatt eines bloßen Erkenntnislebens, sodaß ich meine Gedankenentwicklungen nicht auf ein sogenanntes Objektives basiren würde — auf etwas, das doch jedenfalls nicht mein eigen ist, sondern auf etwas gründen würde, das mit den tiefsten Wurzeln meines Daseins, wodurch ich sozusagen mit dem Göttlichen verwachsen bin, fest zusammenhängt, und ob auch die ganze Welt in Trümmer stürzte. Sieh, das brauche ich, und darnach strebe ich.

Es ist die Forderung des existentiellen Denkens, die hier zum Ausdruck kommt, eines Denkens nicht nur mit dem Verstande, sondern mit dem ganzen Menschen, dem ganzen Gemüte. Das Denken soll subjektiv sein, d. h. Offenbarung der Persönlichkeit, jedenfalls persönlich wahr, mögen sich auch schließlich sachliche Unrichtigkeiten darin vorfinden. Viel wertvoller, als daß Jemand eine objektive Wahrheit übernehme, ist das Andre, daß er mit persönlicher Lebendigkeit und Leidenschaft im Streben nach der Wahrheit sei, ein Liebhaber und Sucher der Wahrheit, ob er sie auch — sachlich betrachtet — niemals fände. „Die Subjektivität ist die Wahrheit,“ ist einer der berühmtesten Kierkegaardschen Sätze, ein Satz, mit dem nicht jeder zuchtlosen Willkür das Wort geredet wird, durch den aber der Wahrheitsbegriff sowohl in Bezug auf seine Wurzeln in der

Persönlichkeit, als auch in Bezug auf seinen Nährwert und Erbauungswert für die Persönlichkeit einer berechtigten Prüfung unterzogen worden ist. Denn Wahrheit giebts nur in der Person und für die Person, und schließlich muß für Personen abermals eine absolute Persönlichkeit der Inbegriff der Wahrheit sein. Einer Wahrheit, die allerdings nicht ganz so einfach ist, wie sichs z. B. Hegel in seinem philosophischen Systeme dachte. Da ging alles so glatt, daß es ein Genuß war, immer neue Widersprüche zu überwinden. In Wirklichkeit ist die Ueberwindung der wirklichen Disharmonien des Lebens bei weitem weniger einfach. Da müssen die Gegensätze nicht logisch, sondern praktisch überwunden werden. Der Uebergang von einem Stadium ins andre, von einer niedern zur höhern Stufe kann nicht logisch, sondern muß ethisch durch einen „Sprung," d. h. durch eine Willensanstrengung, vollzogen werden. Den schönen, allzuschönen, leichten, allzuleichten Harmonieträumen der spekulativen Philosophie hat Kierkegaard mit grimmer Lust die Schwierigkeiten, die Klüfte des Daseins entgegengestellt; dem „Sowohl — Als auch" sein „Entweder — Oder," wie gleich der Titel seiner ersten Schrift lautete, und wie er von den Gassenjungen Kopenhagens mit einem Spitznamen genannt wurde.

Das alles findet seine Verschärfung in der besondern Anwendung aufs Christentum. Am allerwenigsten ist das Christentum eine unpersönliche Lehre, die unpersönlich angeeignet und verstanden werden könnte. Es ist persönliche Nachfolge des persönlichen Vorbilds, das Jesus gegeben hat, eine neue Existenzweise, die mit ihm in die Geschichte eingetreten ist. Aber freilich, „durch Dogmen sicherte man sich gegen alles, was mit einiger Wahrheit ein christliches Vorbild genannt werden konnte, und so ging es mit vollen Segeln — der Vervollkommnung des Christentums zu." Gegenüber der intellektualistischen Abschwächung des Christentums zur unpersönlich dogmatischen Lehre, deren Anerkennung das Wesentliche ist, soll der Einzelne bedenken, daß er das Christentum nicht eher wirklich ethisch-religiös verstanden hat, ehe er nicht sein gesamtes christliches Denken in christliches Handeln umsetzte, wie die Schrift sagt: Seid Thäter des Worts! Das heißt christliche Nüchternheit: „sich selbst in seinem Erkennen so nahe kommen, daß alles Erkennen sich in Handeln umsetzt." So sehr ist das Handeln die Hauptsache, daß es allen theoretischen Gründen für die Wahrheit des Christentums erst die eigentliche Basis giebt:

> Christ wird man nicht damit, daß man vom Christentum etwas hört, liest und sich darüber Gedanken macht . . . nein, es bedarf einer Situation: Wage einen entscheidenden Schritt! Der Beweis geht nicht voran, sondern folgt nach.

Da kann denn das Christentum auch wieder als göttliche Macht empfunden werden. Es kann die Feindschaft der Welt und ihre Verfolgung hervorrufen, wie es selbst Feindschaft gegen die Welt ist. Es kann Bekenntnis werden, denn nur in der Gefahr giebts ein christliches Bekennen, das mehr ist als Schein. Gefahr und Bekenntnis, Bekenntnis und Gefahr gehören zusammen. Das Kierkegaardsche „Entweder — Oder" tritt nirgends schroffer als in der Verhältnisbestimmung des Christentums zur Welt hervor. Das Christliche ist nach ihm der tiefste, unheilbarste Bruch mit dieser Welt. Diesen Gegensatz vertuschen wollen kann nur eine Zeit, die in gedankenlosem Gleichheitsstreben alles auf eine Ebene herabdrückt, in kraftloser Harmoniegefühligkeit alle qualitativen Gegensätze zu quantitativen Gradunterschieden herabsetzt. Nein, Gott und Welt, Jenseits und Diesseits, Göttliches und Menschliches sind wesentliche Gegensätze, die christliche Religiosität ist eben jene paradox-transzendente, die nicht in jene andre immanent-humane aufzulösen ist. „Bruch, nicht Harmonie," heißt es vor allem hier; wie die Schrift sagt: Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist; so Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters! Aber die Kirche hat nur zu gern mit der Welt sich gleichgestellt. Ein Hurrachristentum hat weltliche Gunst und weltlichen Fortschritt mit göttlichen Siegen verwechselt, hat aus der streitenden Kirche eine triumphirende, aus göttlicher Hoheit weltliche Hoheit gemacht. Doch bleibt es dabei: Christentum ist Ungleichartigkeit mit dieser Welt, mit ihrer Macht, mit ihrer Kultur. Grausam

ist das Unbedingte gegen die endlichen Bedürfnisse und Aufgaben der Erde, der Himmel verlangt die ganze Seele, da bleibt für die Erde nichts übrig. „Alles oder Nichts," wie Brand bei Ibsen sagt, nicht ein Wenig von Allem, etwas Himmel, etwas Erde, viel Zeit, etwas Ewigkeit, viel Weltlichkeit, etwas Frömmigkeit.

Der praktische Gegensatz des Christentums zu dieser Welt spiegelt sich theoretisch in seiner Paradoxie für den Verstand. Das kirchliche Dogma ist nicht, wie die Spekulation meinte, vernünftig, sondern es ist unvernünftig, es spottet der glatten Auflösung in angenehme Gedankengänge. Und Christus ist nicht in direkter, unmittelbar überzeugender Kenntlichkeit der Vertreter der Gottheit und ineinander harmonisch verschlungner Gottmenschheit, nein, er ist die für den Verstand schlechthin widersinnige Verbindung von Wesensgegensätzen, deren Vereinigung in ihm nur geglaubt und dogmatisch fixirt, aber in keiner Weise durch die Ausgleichskünste der Spekulation oder auch durch die Phantasiebilder einer christlich sein wollenden Kunst plausibel gemacht werden kann. Die Thatsache „Gott in der Zeit," „Gott ein einzelner, geschichtlicher Mensch," ist das höchste Paradoxon, das je der Menschheit aufgegeben worden ist. Nur die zwei Jahrtausende, die uns von der Geschichte Christi trennen, täuschen darüber phantastisch hinweg. Anders, wenn wir uns in die „Gleichzeitigkeit" mit Christus begeben und als Gleichzeitige seine Erscheinung in ihrer ganzen menschlichen Niedrigkeit, ja Verachtung in das Auge fassen. Göttliche Hoheit stellt in dieser Welt als Niedrigkeit sich dar, und göttliche Wahrheit als Thorheit. Damals war denn von dem Strahlenglanz noch Nichts zu sehen, den die Kirche ihm, Christo, späterhin gegeben hat. Jetzt wissen wir von Kind auf: das ist der Heiland, der Gottmensch, wir wissens mit Hilfe des Dogmas. Aber gerade dies vorzeitige Wissen verdirbt uns den Eindruck des wirklichen Jesus und läßt uns die Schwierigkeiten übersehen, die der Glaube an ihn zu überwinden hatte und immer neu zu überwinden hat, will er in seiner Ursprünglichkeit erstehen. Ein verachteter Mensch der Vertreter Gottes, ja Gott selbst, wie Kierkegaard den Gegensatz steigert; eine Offenbarung, die nicht überall allgegenwärtig ausgebreitet, sondern auf eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Ort beschränkt ist, und die doch bis heute für das Heil der ganzen Menschheit ewig entscheidend sein soll: das sind die ungeheuern Gegensätze, die zu vereinigen sind. Unmöglich anscheinend und doch der Weg zum Heile! Denn gerade an der Aufgabe, dies Absurde zu ergreifen, erstarkt die Persönlichkeit in ihrer Aktivität und Unabhängigkeit. Je größer der Widerspruch, je härter das Problem, um so größer die Kraft, die unter mancherlei seelischen Schmerzen und Leiden darüber Herr wird, die in souveräner Innerlichkeit über den widerspenstigen Stoff des von außen Gegebnen triumphirt. Die ungeheure innere Spannung gerade, die Leidenschaft des Kampfes, in der allein das Christentum des Neuen Testaments persönlich angeeignet werden kann, ist der Beweis, daß hier die höchste Lebensstufe überhaupt erreicht ist, daß ein Mensch, der diese Widersprüche aushält, wirklich durchdenkt und verarbeitet, allen Schwierigkeiten des persönlichen Lebens im voraus gewachsen ist.

Allerdings, nicht Jeder kommt so weit. „Ich mache kein Hehl daraus," sagt Kierkegaard, „daß Christ zu sein nach meinen Begriffen etwas so unendlich Hohes ist, daß es beständig nur Einzelne sind, die soweit kommen." Er glaubt an eine Rangordnung der Christen. Zuoberst stehen die Wahrheitszeugen, die freiwillig für das Christentum leiden, ihre Existenz für es einsetzen und es dadurch zu mehr als zu einer dozirbaren Lehre machen. Der freie Wahrheitszeuge ist der eigentliche Vertreter und Verkündiger des Christentums, der einzig wahre Jünger des Herrn. Er setzt das Werk Christi fort, der freilich nicht weltlich offizielle, aber — was mehr ist — mit göttlicher Vollmacht ausgerüstete Prophet, der für die Gegenwart, für seine Zeit als der Berufne zu gelten hat. Wann ist der „Augenblick," wo etwas religiös Entscheidendes auftritt? Kierkegaard antwortet:

> Wenn der rechte Mann da ist. Denn der Augenblick ist just das, was nicht in den Umständen liegt . . . . im selben Nu aber macht er

[der Berufne, der Wahrheitszeuge] sich die Umstände derart dienstbar, daß es täuschend aussieht, als ginge der Augenblick aus den Umständen hervor. Der Augenblick ist eine Gabe des Himmels an — so würde ein Heide sagen — an den Glücklichen und Kühnen; ein Christ aber sagt: an den Glaubenden. Ja, dies von weltlicher Klugheit so gründlich Verachtete, dies Glauben, dies und nur dies kann den Augenblick bringen.

Und dieses, nur dieses Auftreten eines glaubenden, sich frei einsetzenden und opfernden Wahrheitszeugen, nicht mit der Rhetorik, sondern in dem Charakter eines Reformators, nicht das Auftreten von kirchlichen Beamten kann das Christentum zu einer wirklichen Macht machen, kann wieder Leben in die Entartung hineinbringen. Wohl ist auch die pastorale Verkündigung nicht zu verwerfen.

Sie ist etwas, womit wir gewöhnlichen Menschen uns behelfen, und das dann, so verstanden, keineswegs (allen falschen Reformatoren zum Trotz!) eingebildet und aufgeblasen getadelt, vielmehr respektirt werden soll. Wir können das Künstlerische und die Abschwächung durch das Künstlerische noch nicht entbehren, ihm noch nicht entsagen, den wahren Eindruck der Wirklichkeit noch nicht ertragen.

Deshalb müssen wir dankbar sein, wenn wenigstens in einer Abschwächung uns Christentum gepredigt wird. Unwahr aber wird diese Verkündigung, wenn sie zu der wahrhaft christlichen erhoben werden soll und dadurch die durch leidende Wahrheitszeugen zu einer Uebertreibung wird. Kierkegaard wahrt die Ehre der Apostel und der Märtyrer und die Ehre einer wahren apostolischen Nachfolge gegenüber der unchristlichen Emporschraubung guter, künstlerisch begabter Kanzelredner und würdiger, einnehmender Priestergestalten zu den eigentlichen Nachfolgern Christi und der Apostel. Es gilt hier ganz besonders sein Wort:

Was ich verhindern wollte, ist dies: daß man nicht, auf das Leichtere und Niedere sich einschränkend und damit sich genügen lassend, nun weiter ginge und das Höhere abschaffte, weiter ginge und das Niedre an die Stelle des Höheren setzte, weiter ginge und das Höhere zur Phantasterei und lächerlichen Uebertreibung, das Niedrigere zur Weisheit und zum wahren Ernst machte.

Fühlte er sich selbst als einen Wahrheitszeugen? Glaubte er, für seine Zeit der Berufne zu sein? In seinem Tagebuch von 1848 steht: „Ich gestehe, daß ich nicht im strengsten Sinne ein Wahrheitszeuge bin.“ Immerhin glaubte er an eine göttliche Sendung. Aber er hat von dieser Ueberzeugung, soweit er sie hatte, keinen direkten Gebrauch gemacht. Im Gegenteil, in einer Zeit, wo alles den Stempel trägt: „Gemeinde, Gesellschaft — ich bin ein wahrer Christ!“ will er den Stempel prägen: „Der Einzelne“ und „ich bin nicht Christ!“

Statt in leerer Aufgeblasenheit mich für einen Wahrheitszeugen auszugeben und Andre zu veranlassen, daß sie dummdreist dieselbe Rolle spielen wollen, bin ich ein Dichter ohne Autorität, der durch die Ideale rührt. . . . Meine Aufgabe ist eine sokratische Aufgabe, zu revidiren; selbst nenne ich mich nicht einen Christen, aber ich kann offenbar machen, daß die Andern es noch weniger sind.

So nannte sich Sokrates einen „Unwissenden“, und gerade das war seine Ueberlegenheit. „O Sokrates! Hättest du mit Pauken und Trompeten verkündet, du seiest der, der am meisten wisse, so wären die Sophisten bald mit dir fertig geworden.“ Es ist die sogenannte indirekte Methode, deren sich Kierkegaard mit originaler Meisterschaft in seinem Kampfe bedient hat, eine Methode, die das direkte Mitteilen und das direkte Empfangen ausschließt, damit die selbständige Wahl möglich werde. Das Problem bestand für ihn darin: Wie kann man in der „Christenheit“ Christ werden? Oder wie kann der Christentumswahn in Christentumswahrheit, das Christentumsspiel in christlichen Ernst verwandelt werden? Er antwortete: Durch einen direkten Angriff gar nicht.

Denn der bestärkt nur in der Sinnestäuschung und erbittert zugleich, weil er die anmaßende Zumutung an den Menschen stellt, daß er einem Andern, oder einem Andern gegenüber, ein Zugeständnis mache, das den höchsten Wert nur hat, wenn er es in der Stille sich selbst macht. . . Daß er dies thut, erreicht eben die indirekte Methode, die im Dienst der Wahrheitsliebe dialektisch Alles für den Betrognen zurechtlegt und dann mit der Schamhaftigkeit der Liebe sich entfernt, um nicht Zeuge zu sein, wenn Jener nun allein mit Gott sich selbst zugesteht, er habe bisher doch in einer Einbildung gelebt. . . . Die Taktik ist in jedem Augenblicke und auf jedem Punkte darauf einzurichten, daß man mit einer Einbildung, einer Sinnestäuschung zu kämpfen hat. Zu dem Eingebildeten steht der Lehrer aber nicht, wie zu dem Unwissenden, in einem unmittelbaren, direkten, sondern in einem indirekten, dialektischen Verhältnis . . . Direkte Mitteilung setzt normale Empfänglichkeit des Empfängers voraus; bei dem Eingebildeten sind zuerst ätzende Mittel am Platz. Das Aetzende aber ist das Negative, eine Art „Betrug.“ Man beginnt nämlich nicht so: ich bin ein Christ, du bist kein Christ, sondern: du bist ein Christ, ich bin keiner. Oder man beginnt nicht so: das ist Christentum, was ich verkünde, und du lebst in bloß ästhetischen Bestimmungen; nein, man beginnt so: wir wollen vom Aesthetischen reden.

Ueberall ist in der Christenheit erst aus einem Selbstbetrug herauszukommen. Es giebt Weitläufigkeiten, die weg müssen; weg müssen alle phantastischen Größen: „christliche Staaten, christliche Länder, ein christliches Volk, eine — wie wunderlich! — eine christliche Welt.“ Heraus aus diesen Verworrenheiten! Heraus durch eine scharfe Scheidung der Begriffe! Denn Reflexion bringt zwar nicht ins Christentum hinein, wohl aber reflektirt man sich aus Anderm heraus, um Christ zu werden. Zurück! heißt die Losung. Zurück vom Aesthetischen und Spekulativen zum Ethischen und Religiösen! Zurück vom Publikum zum Einzelnen! Zurück vom Interessanten zum Einfältigen! Und der Lehrer thue alles, damit man ihm in dieser Richtung folge!

Vor allem also, um die Andern auf den Punkt zu bringen, wohin er sie haben will, wisse er sie da zu finden, wo sie sind, und beginne hier:

Denn der Helfer muß wissen, daß Helfen nicht Herrschen heißt, sondern dienen; daß man beim Helfen nicht der Herrschsüchtige, sondern der Geduldige sein muß. . . . Die Unterweisung beginnt damit, daß du, der Lehrer, von dem Schüler lernst, dich in das hineinversetzest, was er verstanden hat. . . . Will aber ein Mensch nicht dahin folgen, wohin man ihn führen will, so kann man doch das Eine für ihn thun, daß man ihn zwingt, aufmerksam zu werden. . . . Ein wahrer Märtyrer z. B. hat nie Gewalt angewendet, sondern mit Hilfe der Ohnmacht gestritten. Er zwang die Menschen, aufmerksam zu werden. Ja, weiß Gott, sie wurden aufmerksam — sie schlugen ihn tot. Doch dazu war er bereit; er dachte nicht, sein Tod hemme ihn in seiner Wirksamkeit; er verstand, daß sein Tod mit dazugehöre, ja daß seine Wirksamkeit gerade durch seinen Tod erst Nachdruck bekomme.

In dieser Weise hat Kierkegaard selbst zu wirken gesucht. Er begann mit den ästhetischen Schriften, weil er eben meinte, daß ein Schriftsteller, der religiös wirken wolle, nicht aufdringlich sein dürfe. Und wenn es ihm nicht gelungen ist, daß Alle ihm folgten, so hat er doch Alle gezwungen, aufmerksam zu werden — sowohl durch die Methode seiner Schriftstellerei, als auch durch seine persönliche Existenzweise, die darauf berechnet war, in Selbstverleugnung alle Koterien abzustoßen, allen Geniekultus, den man etwa mit seiner Person treiben könne, abzuschwächen — bis sein letztes Auftreten die Summe des Ganzen zog und sein Märtyrertum, ein Märtyrertum in modernen Formen, ein Totschlagen und Totschweigen mit der Zunge, vollendete. In einer Weise, von der er selbst sagt: „Es giebt in den achtzehnhundert Jahren der Christenheit gar nichts Entsprechendes, nichts Analoges zu meiner Aufgabe; sie findet sich in der »Christenheit« zum erstenmal,“ hat er als Einzelner, als Wahrheitszeuge gekämpft „für die Ideale gegen die Sinnestäuschungen, um durch die Anschauung der Ideale in dem Einzelnen die Bekümmernis um sich selbst zu wecken, die ich selbst — sagt er — von den Idealen verwundet, in mir trug, und die mich doch gleichwohl unsäglich froh und dankbar stimmte“; hat er gekämpft dafür, daß der Mensch erst dann zu der christlichen Religion in ein wirkliches Verhältnis trete, wenn er sich beugen lerne vor ihrer Gottesmajestät, wenn er gehorchen lerne einer unbedingten Forderung. Er urteilt:

Niemals war wohl das Geschlecht und die Einzelnen in ihm (Befehlende und Gehorchende, Vorgesetzte und Untergebne, Lehrer und Schüler) aller beengenden Rücksicht darauf, daß Etwas unbedingt feststeht und feststehen soll, so bar wie in unserm Jahrhundert . . . und nie wird wohl das Geschlecht es zu fühlen bekommen, daß es und jeder Einzelne in ihm Etwas haben muß, was unbedingt feststeht und stehen soll. . . . Laß das Geschlecht und jeden Einzelnen in ihm den Versuch wagen, ohne das Unbedingte zu bestehen, so giebt es einen Wirbel und nichts weiter. Länger oder kürzer kann es in der Zwischenzeit anders scheinen, als stünde doch Alles fest und sicher: im Grunde ist und bleibt es ein Wirbel; selbst die größten Begebenheiten und das angestrengteste Leben ist doch ein Wirbel, oder dem Nähen gleich, bei dem man den Knoten zu machen vergaß — bis das Ende dadurch wieder festgemacht wird, daß das Unbedingte angebracht wird, oder daß der Einzelne, wenn auch auf noch so großem Abstand, zu dem Unbedingten wieder

in ein Verhältnis tritt. Nur im Unbedingten leben, nur das Unbedingte einatmen kann ein Mensch nicht; er kommt um, wie der Fisch in der bloßen Luft; andrerseits kann ein Mensch ohne alle Beziehung zum Unbedingten auch nicht „leben" im tiefern Sinn: er haucht den Geist aus, d. h. er lebt vielleicht fort, aber ohne Geist.

Es muß wieder echte Regierung zur Stelle geschafft werden, das Christentum des Neuen Testaments als göttliche Regierungsgewalt ist wieder anzuerkennen, die nicht wir, sondern vor der wir uns zu verteidigen haben. Ja, wir müssen das Christentum wieder als etwas so unendlich Hohes respektiren lernen, „daß die Apologie etwas ganz andres zu verteidigen bekommt als das Christentum, uns nämlich, daß wir es wagen, uns Christen zu nennen." Sind wir noch Christen? Sind wirs je gewesen? Ach! Wir Armen! Wie dünkelhaft und doch wie klein! „Etwas echt menschlich Mittelmäßiges," meint Kierkegaard. „Niemals," beteuert er, und wir glauben es ihm, „habe ich auch nur den kleinsten Bruchteil der mir vergönnten Kräfte darauf verwendet, um dem Ausdruck zu geben, daß die Welt gut sei, das Wahre liebe u. s. w. — im Gegenteil, ich wollte ausdrücken, daß die Welt, wo nicht schlecht, doch mittelmäßig ist." Will die Christenheit zu einer tüchtigern Existenz gelangen, dann sei sie vor allem erst wahr gegen sich und gegen das Neue Testament:

Damit man von dem hierzulande gewöhnlichen, dem offiziellen Christentum auch nur sagen kann, daß es ein Verhältnis mit dem neutestamentlichen Christentum habe, muß es zuerst so redlich, so rückhaltlos, so feierlich als möglich anerkennen, wie weit es vom neutestamentlichen Christentum absteht.

Dies Zugeständnis wollte er. Geistliche und Laien sollten ihm zugeben: Unser Christentum ist eine fromme Milderung, eine Abschwächung, wir müssen vor dem Neuen Testament uns schämen. „Was ich will?" fragt er. „Ganz einfach: ich will Redlichkeit. Ich vertrete weder Milde noch Strenge — ich vertrete menschliche Redlichkeit." In dem Sinne nennt er sich „einen Aufsichtsbeamten, einen Spion im Dienste der Idee, der darauf achtet, daß kein Sichverkriechen vor der Wahrheit in die Schlupfwinkel des Selbstbetrugs stattfinde, in dem Sinne sagt er: ich bin — mit Verlaub! — ich bin ein in seltenem Grade ausgeprägtes Polizeitalent." Vorausgesetzt aber, daß der Wahrheit die Ehre gegeben wurde, wollte er dann nicht mehr ängsten. Finstere Engherzigkeit ist ihm fremd gewesen. Er wehrt sich gegen den Vorwurf, die Existenzen überanstrengen zu wollen. Neben der Strenge kannte und übte er die Milde, den Trost des Christentums:

So streng das Christentum ist, so mild ist es, gerade ebenso mild, d. h. unendlich mild. Ist die unendliche Forderung gehört und zur Geltung gekommen: so wird die „Gnade" angeboten, oder die Gnade bietet sich an, zu der dann der Einzelne, Jeder für sich, wie ich es thue, hinfliehen kann; und dann geht es schon.

Paul Graue

Eine Promotionsdisputation im Wittenberg der Reformationszeit

Ich schulde der Christlichen Welt seit mehr denn Jahresfrist eine Anzeige der zweiten Hälfte der Disputationen Martin Luthers, die Professor Drews in Jena herausgegeben hat.*)

Eine Besprechung im Stile zünftiger Gelehrsamkeit paßt nicht in diese Spalten,**) und die allgemeinen Bemerkungen über das Disputationswesen der Zeit, mit denen ich die erste Hälfte den Lesern dieser Zeitung vorgestellt habe, will ich nicht wiederholen. Selbst allgemeine Bemerkungen über die kirchenhistorische Bedeutung dieser „Disputationen Luthers" würden für viele der Leser „gar zu theologisch" ausfallen. Vielleicht aber interessirt es weitere Kreise, wenn ich versuche, eine dieser Disputationen selbst in deutscher Übersetzung hier vorzuführen. Viel Auswahl lassen die vierzehn Disputationen der zweiten Hälfte des Drewsschen Buches mir nicht. Denn die meisten der vollständig auf uns gekommnen Nachschriften sind viel zu lang, und die nur bruchstückweise erhaltnen würden kein Gesamtbild geben. Ich wähle die kürzeste der vollständig erhaltnen Disputationen, die Promotionsdisputation des Heinrich Schmedenstedt, die am 7. Juli 1542 stattfand, werde aber auch bei dieser, wenn ich mit einem Artikel auskommen will, mehrere der „Argumente" unter den Tisch fallen lassen müssen.

Der Schauplatz ist die Wittenberger Schloßkirche; sie diente der Universität als „Aula." Ob man noch weiß, wo das Katheder stand, kann ich nicht sagen. Gewiß ist, daß ein doppeltes Katheder da gewesen sein wird. Auf dem hintern, höhern Katheder sitzt Luther; er präsidirt der Disputation und hat als Präsident das Recht, in die Disputation einzugreifen, wenn er es für gut hält; zumal dann, wenn der Promovendus die ihm gemachten Einwürfe nicht ausreichend zurückweist. Luther hat auch die Thesen für die Disputation entworfen, 46 kurze Sätze, die sämtlich den Zweck hatten, dem Worte des Hebräerbriefs (13, 8): „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit" gerecht zu werden. Diese 46 Thesen befinden sich gedruckt in den Händen all der Professoren und Studenten, die der Disputation beiwohnen. Sie ganz hier abzudrucken, wäre zwecklos; ich werde die bei der Disputation angegriffnen Sätze je an ihrem Orte mitteilen. — Vor Luther, auf dem niedrigern Katheder, hat Magister Heinrich Schmedenstedt seinen Platz angewiesen bekommen. Er ist der Promovend. Seit seiner Studienzeit (1524) hat er in Wittenberg gelebt, seit 1532 als Magister (Professor) in der philosophischen Fakultät. Jetzt ist er als Professor der Theologie und als Pfarrer von St. Nikolai nach Rostock berufen. Er möchte als Doktor der Theologie dort einziehen. Deshalb hat er zunächst um die Licentiatenwürde sich beworben — Licentiatengrad und Doktorgrad fielen damals fast zusammen, zumeist folgte (und so war es auch bei Schmedenstedt) die feierliche Doktorpromotion schon nach wenigen Tagen auf die Licentiatendisputation. Schmedenstedt war in Wittenberg ein angesehner Mann. Daher hatte eine zahlreiche Zuhörerschaft sich in der Kirche eingefunden, und unter den anwesenden Professoren hatten die Theologen Bugenhagen, der zugleich Stadtpfarrer war, und Cruciger, Melanchthon und der Mediziner und Philologe Winsheim die Absicht, den Promovenden durch aktive Beteiligung an der Disputation zu ehren. Selbst von Leipzig war ein Professor gegenwärtig, Bernhard Ziegler; vielleicht war er eigens zur Disputation herübergekommen; auch er griff redend mit ein.

Doch waren bei der Disputation die Professoren nicht die Nächsten; es war in Wittenberg Sitte, daß nach den Eingangsworten des Präses zuerst Studenten aus der Corona, Beliebige aus der studentischen Zuhörerschaft, die sich wahrscheinlich darauf vorbereitet hatten, mit dem Promovendus die Waffen kreuzten. Sie konnten eine aus den für die Disputation zur Debatte gestellten Thesen sich als Angriffsobjekt auswählen. Übrigens aber waren ihrem Auftreten und ebenso dem jedes mitdisputirenden Professors bestimmte Bahnen vorgezeichnet: der „Opponent" mußte der These, die er angreifen wollte, seinen Einwand in der knappen und präzisen Form eines „Syllogismus" entgegenhalten; d. h. er hatte eine logisch geordnete Schlußfolgerung mit Obersatz, Untersatz und Schlußsatz dem Promovenden entgegenzuhalten. Doch war eine Zusammenziehung der syllogistischen Form gestattet, kommt wenigstens in den Nachschriften oft vor. Dem Einwand durfte der Opponent zum Beweise seiner Schlußfolgerung einige seine „Prämissen" (d. h. den Obersatz oder den Schlußsatz) erhärtende Ausführungen oder auch eine Erläuterung des Schlußsatzes oder der Folgerung anfügen. Auf den Einwand des Opponenten hatte dann der Promovend zu antworten. Oppositio (Einwand) und

*) Die erste Hälfte dieses Buches (Disputationen Dr. Martin Luthers, in den Jahren 1535—1545 an der Universität Wittenberg gehalten. Zum ersten Male herausgegeben von Paul Drews, außerordentlichem Professor in Jena. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1895) habe ich im Jahrgang 1895, Sp. 546 f. angezeigt. Sie schloß mitten in der elften Disputation, der zweiten gegen die Antinomer vom 12. Januar 1538. Seit Sommer 1896 ist die Publikation, durch die Herausgeber und Verlagsbuchhandlung sich ein höchst dankenswertes Verdienst um die Wissenschaft erworben haben, zum Abschluß gekommen. Das Ganze ist ein starker Band von mehr als 1000 Seiten geworden (XLIV und 999). — Die zweite Hälfte bringt zunächst die elfte Disputation zum Abschluß, bietet dann dreizehn weitere Disputationen und schließt (S. 903 ff.) mit Nachträgen und Ergänzungen, einer Uebersichtstafel und einem die Brauchbarkeit des Buches in hohem Maße erhöhenden dreifachen Register (der Namen S. 941—950, der Sachen S. 950—987 und der Bibelstellen S. 987—999).

**) Wer nach einer solchen gelehrten Anzeige verlangt, der sei auf Koldes Besprechung in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1896 S. 755 ff. und auf Kaweraus Anzeige in der Theologischen Litteraturzeitung 1897, Sp. 105 ff. hingewiesen.

Responsio (Antwort) sind daher die feststehenden Teile jedes der einander oft in großer Zahl folgenden Einzelkämpfe (Argumente). Doch konnte, wie schon gesagt, nach dem Respondenten auch der Präses noch das Wort nehmen, um den erhobnen Einwand völliger zurückzuschlagen. Und da die Thesen zumeist nicht von dem Promovenden, sondern sehr häufig — wie im Falle Schmedenstedts — von dem präsidirenden Professor gestellt waren, so hatte dieser selbst ein lebhaftes Interesse an der siegreichen Behauptung der Thesen gegenüber den Opponenten.

Doch nun zu Schmedenstedts Disputation selbst. Sie beginnt mit einem einleitenden Worte Luthers:

Unsre Lehre und zumal der Artikel von der Rechtfertigung findet immer wieder neuen Widerspruch, nicht nur draußen, sondern auch bei uns selbst und in unserm Herzen. Und das ist uns gut. Drum müssen wir Gott danken, daß er uns nicht in trägem Frieden lehren und leben läßt. Wenn wir nicht Widerspruch fänden, würden wir leicht das Feuer und die Frische verlieren. So ists nun notwendig um der Gegner willen, daß wir uns reizen lassen und kampfesmutig sind, damit wir Gottes Weisheit gegen sie verteidigen — Gott zur Ehre und zum Heile des Menschengeschlechts. Gottes Weisheit ist ihnen allen überlegen. Daher stammt auch die Sitte, daß wir oft disputiren und unter uns Wortkämpfe abhalten. Euch fällt nun die Aufgabe zu, daß ihr unsern Doktoranden prüft, ob er würdig sei, ein Vorsteher in der großen Kirche Christi zu werden.

I

Wer nun zuerst zur Opposition sich gemeldet hat, wissen wir nicht. Es wird ein Student gewesen sein. Er wendet sich gegen die zwanzigste These: „Allein durch den Glauben an Christus, der einst verheißen war, nun aber erschienen ist, wird die Gemeinde der Gläubigen vom Anfang der Welt bis an ihr Ende gerecht." Folgenden Syllogismus hielt er der These entgegen:

[Obersatz:] Unser Gehorsam kann Gott nicht gefallen,
[Untersatz:] Der Glaube ist unser Gehorsam,
[Schlußsatz:] also kann unser Glaube Gott nicht gefallen.

Den Obersatz — so fügt der Opponent hinzu — beweise ich durch den Hinweis darauf, daß unser Gehorsam nicht so vollkommen ist, als der der Heiligen.

Nun antwortet der Promovend, Heinrich Schmedenstedt:

Soweit unser Gehorsam als unser Thun in Betracht kommt, gebe ich den Obersatz zu. Aber der Gehorsam, den Gott [um Christi willen] uns anrechnet, ist bei uns der gleiche wie bei den Heiligen [also ist der Obersatz irrig, das Argument hinfällig].

Nach dem Promovenden nimmt dann auch Luther selbst seiner Thesen sich an; er wird so eifrig, daß er mitten in seiner Erwiderung eine Behauptung, die ihm besonders wichtig ist, deutsch sagt (solche deutsche Einschiebsel sind im Folgenden gesperrt gedruckt):

Wir stehen allerdings in demselben Gehorsam und in derselben Heiligkeit wie der heilige Petrus und Paulus und die übrigen Apostel. Zwar ist unser Gehorsam nicht so vollkommen. Das thut aber nichts zur Sache: wir mussen gewiß sein, daß wir sein heilig [d. i. in Luthers Sinn: Gott wohlgefällig] — freilich nicht aus uns selbst, wie Paulus sagt [Eph. 2, 8]. Wir rühmen uns nicht, wir geben uns vielmehr auf, wenn wir bei uns selbst rühmen, daß wir heilig sind; — es kommt von Gott.

II

Dann kommt ein neuer Angriff, vielleicht von einem andern Studenten. Der Angriff richtet sich gegen die 29. These, in der Luther behauptet hatte, es sei eine Lästerung, wenn die scholastischen Theologen des Mittelalters sagten, der Mensch könne rein aus seinen natürlichen Kräften, abgesehen von der Gnade, Gott über alles lieben. Der Opponent (oder der Nachschreiber) giebt die Einwendung gegen diese These in einer den Syllogismus verkürzenden Form, ich ergänze in Klammern den Untersatz und lasse dann die Antwort des Promovenden und Luthers Zusatz ohne weitere Zwischenbemerkungen folgen:

Opponent: Der Mensch liebt sich selbst über Alles,
[Gott ist in höherm Maße gut als jeder Mensch].
Darum liebt der Mensch noch mehr [als sich selbst] Gott über Alles.

Der Schlußsatz ist richtig, weil etwas in eben dem Maße der Liebe mehr wert ist, in welchem es in höherm Maße gut ist.

Promovend: Ich gebe diese Begründung zu, wenn von der ursprünglichen, noch nicht gefallenen Menschennatur geredet wird. Aber im Zustand der gefallenen Natur, in dem wir jetzt leben, triffts nicht zu.

Martin Luther: Der erhobne Einwand ist ein sophistisches Argument des Scotus [des berühmten Scholastikers Duns Scotus † 1308]. Daher verdient es besondre Beachtung. Er sagt: der Mensch liebt von Natur Vater und Mutter über Alles; daher behauptet er denn auch, daß der Mensch die Fähigkeit habe, Gott zu lieben und seine Gebote zu erfüllen ohne den heiligen Geist. Wir antworten darauf: der gefallenen Natur gegenüber ist das irrig. Denn als natürliche Menschen lieben wir Gott nicht nur nicht; wir kennen ihn nicht einmal, wie der Psalmist (14, 1) sagt: Die Thoren sprechen in ihrem Herzen „es ist kein Gott." Aus uns selbst nämlich erkennen wir den Gott, der seinen Sohn gesandt hat, daß er uns erlöse, nicht, wie er ist, vielmehr haßt alle Welt Gott als den, der uns verdamme, die Sünde räche u. s. w. Wenn sie Gotteserkenntnis hätte, würde sie auch Liebe zu Gott haben.

V

Das dritte und vierte Argument übergehe ich, Luther hat hier die Antwort des Promovenden zu ergänzen sich nicht veranlaßt gesehen. Ein fünfter Einwand wird, auch noch von einem Studenten, gegen die 38. These erhoben. Diese These hat auch sachlich ein besondres Interesse, weil sie die von den Reformatoren so oft betonte, aber von ihren Gegnern ebenso oft falsch verstandne Notwendigkeit der Heilsgewißheit verficht. „Es ist kein Wortstreit," hatte Luther in dieser These behauptet, „wenn die Gegner behaupten, man müsse darüber zweifelhaft sein, ob man im Gnadenstande sei, während wir sagen, solcher Zweifel komme einer Verleugnung Christi gleich" (d. h. thue, als ob Christus nicht da wäre). Die Verhandlung über diese These wird ohne Zwischenbemerkung verständlich sein.

Opponent: Was die Schrift billigt, darf nicht mißbilligt werden,
die Schrift billigt das Zweifeln,
also ist das Zweifeln nicht zu mißbilligen.

Den Untersatz beweise ich mit einer Stelle aus dem Jonas (3, 9) Wer weiß, vielleicht erbarmt sich Gott!

Promovend: Das Wort im Propheten bezieht sich auf den Erlaß der [angedrohten] irdischen Strafe, nicht auf die Vergebung der Schuld.

Martin Luther: Mit dem Argument operirt auch die bekannte Sau von Ingolstadt [Dr. Eck, auf dem Religionsgespräch in Worms, 1541]. Das Zweifeln sei ein gutes, pflichtmäßiges und gottgefälliges Werk. Dabei führt er diesen Text an: „Wer weiß, vielleicht erbarmt er sich"! Da seht ihr, so sagt er, daß das Zweifeln von der heiligen Schrift gebilligt wird. Ich erwidre: Es ist ein ander Ding davon reden, ob etwas thatsächlich vorkommt, oder davon, ob es berechtigt ist. Berechtigt ist das Zweifeln nicht, und die Lehre schließt es aus; faktisch aber ists unverwehrt. — Es ist [jenes Argument Ecks] eine Schlußfolgerung vom „Stab auf den Winkel*)", d. h. ein Argumentiren von dem thatsächlich Vorgekommenen aus auf die Lehre, und das gestatten auch die Juristen nicht.

IX

Das sechste, siebente und achte Argument lasse ich wieder unübersetzt, obwohl Luther bei einem, dem achten, selbst in die Diskussion eingreift. — Auch bei dem neunten und zehnten Argument, die ich folgen lasse, sind wir noch bei Studenteneinwänden. Beide kehren sich gegen die in der oben angeführten 20. These und den ihr folgenden behauptete Rechtfertigung allein durch den Glauben.

Opponent: Christus sagt: Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote (Matth. 19, 17), also rechtfertigt das Halten der Gebote.

Promovend: „Wir richten das Gesetz auf durch den Glauben" (Röm. 3, 31). Wenn nun Christus sagt: Halte die Gebote Gottes! so sagt er daher nichts Andres, als wenn er uns geböte, zu glauben. So muß auch Paulus verstanden werden, wenn er sagt (Röm. 2, 13): Die das Gesetz thun, werden gerechtfertigt.

Diese Antwort des Promovenden läßt viel zu wünschen übrig. Sie zeigt, daß er den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium nicht recht begriffen hatte. Denn der Unterschied ist doch nicht der, daß Gott dort Werke, hier Glauben geboten habe; sondern der, daß dort Gottes Wohlwollen an vorangegangne menschliche Leistungen geknüpft wird, während hier Allem zuvor Gott uns seine Gnade zuwendet, damit wir im Glauben, d. h. in einem Vertrauen, das gar nichts vorstellen, gar nichts sein und leisten will, diese ergreifen und durch solchen beseligenden Glauben alsdann auch ein fein, fröhlich, lustig Herz zu allem Guten bekommen. Weil solch ein fröhlich Herz dann wirklich dem Gesetze Gottes nachleben kann, wenn auch mit

*) Den Sinn dieses offenbar sprichwörtlichen Consequentia a baculo ad angulum habe ich nicht festzustellen vermocht.

vielem Straucheln, deshalb sagt der Apostel: Wir richten das Gesetz auf. „Der Glaube rechtfertigt allein, aber er ist nie allein,“ hat Luther gesagt. Gottes Gnade können wir nur mit dem Glauben ergreifen, aber solcher Glaube kann von guten Werken so wenig geschieden werden, als Brennen und Leuchten vom Feuer geschieden zu werden vermag. — Luther hatte allen Grund, nach dieser dürftigen Erwiderung des Promovenden selbst einzugreifen. Er sagt:

Wenn wir das Gesetz erfüllen könnten, so würde das Argument Beweiskraft haben. Dann hätten wir nichts weiter nötig. Denn Adam erfüllte im Urstande alle Gebote Gottes und bedurfte keinen Mittler. Argumentire ich aber jetzt so: „Thue das, so wirst du leben (Luk. 10, 28); ich habe es gethan; also werde ich leben“, so ist der Untersatz irrig; denn wir alle sind durch den Biß der alten Schlange verwundet. Damit wir geheilt werden, müssen wir ein Heilmittel suchen. Das ist Christus. Ihn aber ergreift der Glaube allein.

X

Opponent: Alles, was Vergebung der Sünden erwirbt, rechtfertigt;
die Liebe erwirbt Vergebung der Sünden;
also rechtfertigt sie.

Den Untersatz beweise ich mit dem Hinweis darauf, daß Christus bei Lukas 7 (47) [von] der Magdalena sagt: ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt.

Eine Antwort des Promovenden verzeichnet keine der beiden Nachschriften; Luther greift gleich selbst ein. Hat der Promovend nicht zu antworten vermocht? Das wäre nicht undenkbar. Denn so einfach die Schwierigkeit der Stelle sich löst — das „denn“ giebt hier (vgl. den Zusammenhang von V. 37 an) nicht den Realgrund an (wie wenn ich sage: die Straßen sind naß, denn es hat geregnet), sondern den Erkenntnisgrund (wie wenn ich sage: es hat geregnet, denn die Straßen sind naß) —, so hat doch selbst Melanchthon noch 1531 diese einfache Lösung nicht gefunden. Er giebt in der Apologie der Augustana (87, 31) eine durchaus ungenügende Erklärung der Stelle. Luther hat etwa in der gleichen Zeit (vgl. Hauspostille Erl. Ausgabe 2. Auflage Bd. 3 S. 400 f.) den Sinn der Stelle völlig richtig dargelegt. Auch durch die offenbar dürftige Nachschrift seiner Aeußerung bei unsrer Disputation klingt die rechte Erklärung durch. Er sagt:

Man muß den ganzen Zusammenhang der Rede in jenem Evangelium ins Auge fassen. Zuerst sagt Christus besonders zu Maria [richtiger wäre: zuerst, daß Christus besonders zur Maria sagt]: Dein Glaube hat dir geholfen (v. 50). Das ist die Absolution für den Glauben. Dann spricht er [richtiger: dann, daß er spricht] zu den Pharisäern, die sie noch für schuldbelastet und für eine Hure, wie ehedem, hielten: Ihr sind viele Sünden vergeben; denn sie hat viel geliebt (v. 47). Das ist die Absolution vor der Oeffentlichkeit, die durch das öffentliche Predigtamt erfolgt.

XV

Das 11. bis 14. Argument übergehe ich wieder; Luther greift bei 11 und 14 nur mit kurzen Worten ein. Nur den letzten der Studenteneinwände und die in der einen Nachschrift der Disputation (in Gotha) folgenden Professorenargumente füge ich noch an, während ich die von Drews aus einer Münchner Handschrift gegebnen Ergänzungen, zu denen auch Veit Winsheims Einwendung gehört, weglasse. Argument XV kehrt sich wie V gegen die schon zitirte 38. These, XVI, XVII, XVIII und XIX gegen Thesen über die Rechtfertigung allein aus dem Glauben, deren Abdruck zum Verständnis nicht nötig ist.

Opponent: Die heilige Schrift heißt uns zweifeln. Also laßt uns zweifeln.

Der Vordersatz steht fest nach Daniel 4, 24, wo es [nach der lateinischen Bibel] heißt: vielleicht [wird er deine Uebertretungen verzeihen].

Promovend: das „vielleicht“ findet im hebräischen Text sich nicht.

D. Martin Luther: Auch wenn dort ein „vielleicht“ stünde, so würde dies dennoch den Zweifel nicht legitimiren. Auch Apostelgeschichte 8 (v. 22) findet sichs, da Petrus zu dem Zauberer Simon sagt: Bitte Gott, ob dir vielleicht verziehen werden könne dieser Gedanke deines Herzens. Man muß in der Schrift zweierlei Predigt unterscheiden; dort handelt sichs um Verheißungen, hier um das Gesetz. Das Gesetz hat mit solchem Zweifel zu thun; es giebt keine Verheißung, es fordert nur. Wo du daher Zweifel in der heiligen Schrift findest, da führe sie auf das Gesetz zurück und sprich: hier redet das Gesetz. Den Verheißungen gegenüber darf man nicht zweifeln. Zweifeln nach Gebet oder Beichte ist eine Sünde gegen die Verheißungen. So kämpft stets die Verheißung (die Promissio) des Evangeliums gegen das Zweifeln (die Dubitatio) des Gesetzes. Dubitatio, ob sie wol mit der Promissione in der schlacht stet, sol doch die Promissio das feldt behalten.

XVI

Caspar Cruciger: Alles, was in Gemeinschaft mit einem Andern wirkt, wirkt nicht allein,
der rechtfertigende Glaube wirkt zusammen mit der Liebe,
also wirkt der Glaube nicht allein.

Den Untersatz beweise ich mit dem Worte Pauli (Gal. 5, 6): Der Glaube ist wirksam durch die Liebe.

Promovend: Der Glaube wirkt zwar zusammen mit der Liebe, wenn es sich um gute Werke handelt. Aber daneben ist ers allein, dem die Rechtfertigung zukommt, d. h. bevor der Glaube sich mit der Liebe verbindet, und bevor er gute Werke hervorbringt, rechtfertigt er den Menschen.*)

XVII

Pomeranus (d. i. Bugenhagen): Eine zureichende Ursache bedarf keiner Unterstützung durch eine andre Ursache;
der Glaube bedarf zur Rechtfertigung einer mitwirkenden Ursache;
also genügt der Glaube allein zur Rechtfertigung nicht.

Den Untersatz beweise ich aus Paulus (1. Kor. 13, 2): wenn ich allen Glauben hätte und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Promovend: Paulus spricht am angeführten Orte von der Liebe als einer Wirkung des Glaubens, nicht als von einer Ursache [der Rechtfertigung].

XVIII

Licentiat Ziegler aus Leipzig: Es ist unmöglich, daß ein Mensch gerecht sei, der keine Liebe hat. Nun aber würde, wenn allein der Glaube rechtfertigte, folgen, daß wir gerecht seien ohne Liebe. Das ist aber offenbar irrig.

Den Vordersatz begründe ich damit, daß geschrieben steht: Wer nicht liebt, der ist schon gerichtet (ungenaue Erinnerung an Joh. 3, 18 und 1. Kor. 16, 22) und: Wer nicht liebt, der bleibt im Tode (1. Joh. 3, 14).

D. Martin Luther: Das sind Gesetzesworte. Denn, wo von der Liebe geredet wird, da wird ein Gesetzeswerk uns vorgehalten. Man muß aber unterscheiden: eine andre Art Lehre ist die Verheißung, eine andre das Gebot. Die Verheißung kann nicht Gebot sein, das Gebot aber fordert ein Verdienen auf unsrer Seite. Die Verheißung aber fordert kein Verdienen auf unsrer Seite, sie rechnet mit einem fremden Verdienst, nämlich dem Verdienst des Sohnes Gottes. Allein der Glaube ergreift Christum. Die Liebe aber folgt dem Glauben und wird [dann ihrerseits] ergriffen [d. h. in Anspruch genommen] vom Gebot und vom Gesetz.

XIX

Philipp Melanchthon: Nicht allein durch die Anrechnung [des Versöhnungswerkes Christi], sondern auch durch die in uns begründete Neuheit des Lebens sind wir gerecht. Also sind wir nicht allein durch den Glauben gerecht.

Die Schlußfolgerung ist offenbar richtig. Nicht allein der Glaube macht das neue Leben aus, sondern das neue Leben ist eine Gabe Gottes, die Glaube, Liebe und Hoffnung in sich schließt.

Den Vordersatz beweise ich aus Joh. 3, 5: Es sei denn, daß Jemand wiedergeboren werde u. s. w. und aus Röm. 8, 14: Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.

Promovend: Christus redet an dem angeführten Orte von Allem, was zur Buße gehört [d. h. nicht nur von der Rechtfertigung; vgl. die folgenden Worte Luthers].

D. Martin Luther: Paulus rechnet Röm. 5 (15 ff.) zweierlei in die Rechtfertigung ein: die Gnade und die Gabe. Es ist daher naturnotwendig, daß wir nicht nur vor Gott gerecht sind, sondern auch, daß ein neuer Gehorsam in uns anfange. Christus aber spricht an dem angeführten Orte von dem Ganzen, nicht von dem [ersteren] Teilstück.

Diesem letzten Argument folgt in der Gothaer Handschrift die Bemerkung: „Schluß dieser Disputation.“

Vier Tage später, am 11. Juni 1542, fand, wie wir aus dem Dekanatsbuch der theologischen Fakultät wissen, vor versammelter Universität, abermals in der Schloßkirche, die feierliche Promotion mit Uebergabe der Doktorats-Insignien statt. Luther hat dem betreffenden Eintrage im Dekanatsbuch noch hinzugefügt, der neue Doktor habe die Gebühren bezahlt und obendrein noch einen Doktorschmaus gegeben. Bei diesem Doktorschmause sind sicher alle bei der Disputation beteiligten Professoren, vielleicht auch die Studenten, die opponirt hatten,

*) Schmedenstedt scheidet hier, wie auch viele Spätere es irrig gethan haben, zeitlich, was nur begrifflich getrennt werden kann. Luther hat (vgl. oben bei IX) richtiger gesagt: „der Glaube rechtfertigt allein; aber er ist niemals allein.“ Doch hat Luther, weil die zeitliche Scheidung auch dem, der begriffliche Trennung nicht versteht, die Sache verdeutlichen kann, selbst gelegentlich ähnlich geredet (vgl. auch bei XVIII). Daher hat er sich auch nicht veranlaßt zu sehen brauchen, berichtigend einzugreifen.

gegenwärtig gewesen. Man wird über Tisch vielfach noch von der Disputation gesprochen haben; das aber hat sich Niemand träumen lassen, daß diese Disputation noch nach drei und ein halb Jahrhunderten wieder an die Oeffentlichkeit gezogen werden würde. Und ebenso ists bei allen von Drews gedruckten Disputationen. Sie sind gehalten dem Schulbetrieb der damaligen Gegenwart zu lieb ohne alle Rücksicht auf die Zukunft. Ihre Bedeutung für die geschichtliche Kenntnis der Entwicklung im sechzehnten Jahrhundert wird aber dadurch nur erhöht. Ohne Kenntnis von dem Schulbetrieb der Theologie im sechzehnten Jahrhundert thut man der Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts leicht Unrecht, überschätzt die Kluft, die zwischen ihrer „scholastischen" Dogmatik und dem Evangelium der Reformation befestigt ist. Die „Disputationen Luthers" lehren uns — deutlicher als irgend eine andre Quelle —, daß die Reformation selbst nicht unschuldig ist an dem Gange, den die Entwicklung nahm. Die neue Erkenntnis hat den Schulbetrieb der Theologie nicht so umzugestalten vermocht, wie es nötig gewesen wäre. Dafür hat dann der Schulbetrieb seinen verhängnisvollen Einfluß auf die Entwicklung der Theologie geübt.

Die Reformation bezeichnet den Sonnenaufgang in der Geschichte der evangelischen Theologie. Das Grandiose dieses Schauspiels darf uns aber nicht die Augen schließen für die Nebel, die in den Thälern noch lagern blieben. Eine neue Sonne brauchen wir freilich nicht. Das schlichte, alte Evangelium der Reformationszeit, es ist trotz aller modernen Naturwissenschaft und aller geschichtlichen Forschung noch heute nicht veraltet. Und wie gar viel anders könnte es in den evangelischen Kirchen stehen, wenn diese Sonne jetzt hell an klarem Mittagshimmel stünde! Aber längst haben sich die Thalnebel erhoben und zu dicken Wolken zusammengeballt; und an diesen Himmel hat man in vielen „kirchlichen" Kreisen sich so gewöhnt, daß es heißt, man zerstöre den Himmel, wenn man behauptet, daß das Sonnenlicht durch jene Wolken der orthodoxen Tradition nicht so hell hindurchscheine, als es seiner Leuchtkraft entspreche. — Andre wieder behaupten, wenn einmal ein kräftiger Wind die Wolken wegfegte, so würde offenbar werden, daß die Sonne nur einer der zahllosen Fixsterne ist, um die im weiten Weltenraume ihre Monde kreisen. Als ob sie deshalb aufhörte, für diese Menschenerde die einzige Sonne zu sein! Loofs

---

Der Grabenhäger

Ein ostelbischer Roman von Wilhelm von Polenz
(Berlin W., F. Fontane u. Comp. 10 Mk., gebunden 12 Mk.)

Wilhelm von Polenz ist ein in diesen Blättern wiederholt genannter Mann. Mit vollem Rechte; denn wie sonst keiner unter den heutigen deutschen Dichtern hat er durch seine Arbeiten die Gestalt des evangelischen Geistlichen in der modernen Litteratur wieder zu Ehren gebracht. Fast jeder seiner Romane und manche seiner kleinen Erzählungen bringen die Figur eines Geistlichen, schildern sie mit Ernst, Verständnis und Achtung. Sein größter Roman, der dreibändige „Pfarrer von Breitendorf," ist überhaupt nichts weiter als eine psychologisch-soziale Schilderung des sächsisch-schlesischen Pfarrerstandes, seiner ihn treibenden Kräfte, seiner Ideale, seiner Schwächen und Fehler.*) Aber selbst wo Polenz Fehler des Standes aufdeckt, thut er es mit Liebe und sittlichem Ernst. Ein Blatt wie die Christliche Welt muß deshalb diesen Dichter besonders hochschätzen und ihm danken durch ernste Teilnahme an seinem immer rastlosen Schaffen.

Gleichwohl ist Polenz kein religiöser oder gar kirchlicher Schriftsteller, sondern ausschließlich ein sozialer. Die sozialen Probleme der Gegenwart stehen stets im Mittelpunkt seines Interesses. Seine letzten Romane, der „Büttnerbauer" wie der „Grabenhäger," befassen sich sogar ausschließlich mit ihnen. Und uns will scheinen, daß Polenz auch für nichts besser begabt ist, als für den sozialen Roman. Scharfe Beobachtungskraft, volkswirtschaftliche Bildung, unbestechlicher Gerechtigkeitssinn und eine ausgeprägte Neigung für eine schließliche Tendenz stehen seiner dichterischen Gestaltungskraft ebenbürtig zur Seite. Die beiden genannten „sozialen" Romane sind — neben einer Reihe von Gedichten in „Karline" — in der That auch das Beste, was er bisher geschaffen hat.

Im „Büttnerbauer" behandelt er die Bauernverhältnisse; im „Grabenhäger" macht er den Großgrundbesitz und seine Träger zum Gegenstande seiner Dichtung. Jedermann weiß, wie gerade der Kampf um den Großgrundbesitz im politischen Leben gegenwärtig aktuell ist. Die Einen halten ihn heute für verhängnisvoll, wollen ihn beseitigen, stürmen gegen ihn an; die Andern verteidigen ihn mit mehr oder weniger zugkräftigen Argumenten. Am rücksichtslosesten kämpfen natürlich die Großgrundbesitzer selbst um ihre Existenz, um ihre Zukunft. Alle politische und soziale Macht, die sie haben — und sie ist nicht gering —, wenden sie auf; neue Macht, neuen Einfluß suchen sie als neue Waffen dazu zu gewinnen. In dies wogende Kämpfen hinein tritt nun auch der Dichter von Polenz. Mit Dichteraugen will er den Gang des Kampfes schauen, den wahrscheinlichen Gang der kommenden Entwicklung voraussehen, das schließliche Ende vorher bestimmen. Er setzt sich selbst eine Zeit lang mitten hinein unter die ostelbischen Großgrundbesitzer, erlebt dort in kurzer Zeit, was Andre nur in Jahren von fern erfahren, und dann schreibt er, selbst ein Rittergutsbesitzer, freilich von ganz andrer Art als die ostelbischen, seine glänzende Dichtung, die doch volle, reine Wahrheit ist.

Einen Typus der „ostelbischen Junker" nach dem andern läßt er mit plastischer Deutlichkeit vor unser Auge treten. Hier den Herrn von Pantin, der, natürlich ehemals Kavallerist, auch auf dem Lande noch Offizier geblieben ist. Er ist barsch, roh, grob; rücksichtslos gegen seine Familie, die er, der Witwer, vernachlässigt; rücksichtslos gegen seinen Grund und Boden, auf dem er, der alte Spieler, erbarmungslosen Raubbau treibt; am rücksichtslosesten gegen seine Arbeiter, die er, der Hüter des „patriarchalischen" Systems, in elenden Katen wohnen läßt, am schlechtesten von allen Standesgenossen der Umgegend löhnt, dabei durch unerträglich lange Arbeitszeit am meisten ausbeutet. Ganz selbstverständlich wird sein Hof der Herd einer bis dahin in der Gegend unbekannten sozialdemokratischen Agitation niedersten Grades. — Neben ihn tritt der Graf von Wieten, Herr über ein Dutzend Güter, Fideikommißbesitzer, von unerschöpflichem Reichtum, allmächtig im Kreise, den er beherrscht wie ein Statthalter des Königs, dennoch selten dort anwesend, meist in Berlin, wo er teils bei Hofe, teils im Parlamente, teils in der „Gesellschaft" immer neue Verbindungen knüpft, alte Fäden straff in der Hand hält, seinen ganzen großen Einfluß nach allen Seiten ausübt zu Gunsten der Erhaltung der Macht, des Vorteils, der Herrschaft des adligen großen Grundbesitzes, ein freiwilliger, stolzer und kluger Kommissionär von dessen vielseitigen Interessen. Ist Pantin der naive Junker mit seinen schlimmen, aber auch natürlich-guten Eigenschaften, so ist Wieten der vornehme, weiter schauende Standesherr, in dem sich das Standes- und Selbstbewußtsein seiner Klasse verkörpert und zum politischen System fortentwickelt hat. Er kennt kein andres Ziel seiner politischen Arbeit, als die „gute alte Zeit," die zu entfliehen droht, festzuhalten und mit seinem ganzen Einfluß zu fesseln an die Fersen seines geliebten Standes. — Das Gegenteil dieses zwar stolzen, aber vornehmen Grafen ist der Kommerzienrat von Katzenstein, wie sein Name schon andeutet, von jüdischer Vergangenheit, proletarisch in der Erscheinung, proletarisch in seinem Benehmen, aber steinreich. Er wollte nicht bloß Großhandelsherr, er wollte auch Großgrundherr sein. So kaufte er sich in jenem Kreise einen der schönsten alten Landsitze, baute ihn vollständig um, pfropfte ihn voll mit städtischem Luxus, brachte elektrisches Licht, städtische Dienerschaft, Berliner Subalternbeamte und ein Stück großstädtische Sittenlosigkeit in die Gegend, in seine Arbeiterschaft hinein. An die ländlichen Arbeits- und Arbeiterverhältnisse legt er brutal den rein kapitalistischen Maßstab; möglichst billige Arbeitskräfte ist sein Grundsatz. Er ist ein Parvenü schlimmster Art. — Als Vierter tritt auf wieder

*) Vgl. Jahrgang 1896, Nr. 6.

ein Andrer, ein Bürgerlicher, Herr Merten. Er ist ebenfalls ein Parvenü, aber wahrlich aus edlerem Holze geschnitzt. Er ist ein Dorfkind, in seiner Jugend schon „bei Hofe“ beschäftigt, dann Verwalter, dann Inspektor, dann Gutspächter, nun Großgrundbesitzer selbst, ein Self-made-man. Er ist Junggeselle, etwas ungeleckt in seinem Aeußern, aber mit einem guten Herzen, schlicht und bescheiden, klug und reich, ein tüchtiger Landwirt, ein Freund seiner Arbeiter, die in neuen Häusern, bei guten Löhnen, bei kurzer Arbeitszeit, selbständiger und freier als auf den andern umliegenden Gütern leben, darum seßhaft sind wie nirgend anderswo, nicht Diener, sondern Arbeitsgehilfen ihres Herrn, dem sie in unerschütterlicher Liebe und Treue anhängen. Auch Merten gilt bei den adligen Herren als Eindringling und wird von ihnen gesellschaftlich gemieden. Nur einer von ihnen macht darin eine Ausnahme, sein Gutsnachbar, Herr von Claven. Er hat auch alle Ursache dazu. Der Parvenü ist ihm einst, als seine Familie auf die übliche Art wirtschaftlich zusammenbrach, uneigennützig beigesprungen und hat ihm sein Stammgut gerettet. Seitdem sind die Beiden eng verbundne Gesinnungs- und Arbeitsgenossen.

Zu diesen Zweien gesellt sich allmählich als Dritter im Bunde der Herr von Grabenhagen, der Mittelpunkt des Romans. Er hat eben — als Premierleutnant — seinen Dienst quittirt, geheiratet und will nun auf seinem Gute sein behagliches Berliner Dasein fortsetzen. Eine durch und durch gesunde Natur, hat er doch alle Anlage, ein Junker im üblichsten Sinne des Wortes zu werden. Aber es kommt rasch anders. Sein gesunder Menschenverstand, dann sein junges Weib, eine adlige, aber arme Dame von ungemein klarem und sympathischem Wesen, und sein Pastor, eine etwas ungehobelte, leidenschaftliche, aber charaktervolle und durchaus arbeiterfreundlich gerichtete Persönlichkeit, sind die Ursache davon. Sie bringen es dahin, daß am Ende des Romans, wo Pantin bankrott, Wieten ohne Hoffnung die gute alte Zeit zurückzubringen, Katzenstein aber wieder zum Kreise hinausboykottirt ist, der Grabenhäger an der Seite Mertens und Clavens steht, von ihnen beraten, mit ihnen zusammen daran arbeitend, einen neuen Geist in den Kreis hineinzubringen, und *das neue kommende Geschlecht der ostelbischen Großgrundbesitzer zu erziehen.*

Denn darauf läuft schließlich der Roman hinaus. Er giebt das ganze alte, nun morsch gewordne, nur auf Standesvorurteile pochende preußische Junkertum, wie es in Pantin seinen naiven und rohen, in Wieten seinen vornehmen und selbstbewußten, in Katzenstein seinen widerlich imitirten Ausdruck gefunden hat, für alle Zukunft preis. Das ist — auch nach Polenz — wert, daß es untergeht. Aber ein neuer Großgrundbesitzerstand soll an seine Stelle treten. Er soll erstehen aus den Besten des alten Geschlechts und aus neuem, frischkräftigen bürgerlichen Zuwachs. Claven, Merten, der Grabenhäger bilden den Typus davon. Sie haben verlernt, auf Standesvorrechte zu pochen, die alten weiter zu beanspruchen, neue zu fordern. Sie wollen nichts sein wie Gutsbesitzer, die nur *einen* Beruf für sich kennen, den des Landmanns, die diesen Beruf mit Anspannung aller ihrer Kräfte selbst erfüllen, die gewiß sind, daß er sich dann auch materiell noch lohnt. Sie wollen mit eigner Kraft sich auf ihrer Scholle halten, auf ihr vorwärts kommen. Sie verzichten auf das Leben und die großstädtischen Genüsse eines Grandseigneurs. Sie wollen nicht Faulheit und Vergnügen, sondern Arbeit und Pflicht. Sie wollen ihre Arbeiter als Menschen und Arbeitsgehilfen halten. Sie wollen überhaupt das Land nicht allein behalten. Unter Zustimmung der beiden Freunde ersteht Merten das Gut Pantins, um es zu zerschlagen, Bauernland daraus zu machen und mit den besten ihrer Tagelöhner zu besiedeln. So sollen wieder wie einst Bauerndörfer zwischen den größern Gütern erstehen, eine glückliche Mischung der ländlichen Besitz- und Betriebsformen. Sie aber, die Drei, die Bahnbrecher des neuen, bessern Großgrundbesitzerstandes, wollen mit den neuen Bauern und ihren alten Arbeitern *eine Schicht* bilden, mit ihnen als Land- und Berufsgenossen verbunden, ihre natürlichen Führer, Förderer und Freunde.

Das ist die sozialpolitische Tendenz, mit der schließlich der ungemein fesselnde Roman deutlich endigt. Man sieht, es ist ungefähr dasselbe, was das nichts weniger als romantische Programm der Nationalsozialen*) auf politischem Boden fordert: allmähliche Beseitigung alles des Grundbesitzes, der seine obersten Pflichten nicht mehr erfüllen, der sich aus eigner Kraft nicht mehr halten kann und so wie so dem Untergang geweiht ist; und Ersetzung desselben mit Bauernbesitz. Bauerndorf neben Bauerndorf bis an die russische Grenze! Die aber unter den Großgrundbesitzern, mögen sie adlig oder bürgerlich sein, die ihr Gut nicht bloß als Rentenquelle, sondern als ihre Arbeits- und Berufsstätte ansehen, die als tüchtige Landwirte es selbst bewirtschaften, die sich aus eigner Kraft darauf halten und ihre ganz selbstverständlichen Pflichten gegen ihre Angestellten und Arbeiter mindestens ebenso erfüllen, wie es die Unternehmer in der Großindustrie gegen ihre Arbeiter thun müssen — diese alle haben, wie jeder andre Bürger des Staats, das Anrecht, gehalten und geschützt zu werden in ihrer Existenz. Sie sind kein Unglück, sondern ein Glück für die Nation, Träger eines vernünftigen Kulturfortschritts auf dem Lande, die Hüter einer wahrhaft vornehmen, adligen Gesinnung. Freilich — wie viele das sein werden? Es ist nicht zu sagen. Auch Polenz denkt offenbar nicht optimistisch darüber.

Alle Leser der Christlichen Welt sollten sich in Polenzs Werk vertiefen. Es gilt von ihm, was von Zolas L'Argent gilt. Will man (d. h. wenn das „man“ keine Kinder mehr sind) die Börse und ihre Leute wirklich kennen lernen, so lese man L'Argent; will man den ostelbischen Großgrundbesitz und die Zustände unter ihm kennen lernen, so lese man den „Grabenhäger.“ Das sagt einer, der jahrelang im Osten gelebt und scharf zu beobachten sich bemüht hat. Er ist dankbar dafür, daß er den Roman in diesen Blättern hat empfehlen dürfen. Denn diese Besprechung hat ihm zugleich die ungesuchte Gelegenheit gegeben, den Uebertreibungen und Entstellungen entgegenzutreten, die eine allerdings leicht mißverständliche Bemerkung von ihm über die Zukunft des Großgrundbesitzes im Sommer vorigen Jahres in weiten Kreisen erfahren hat.

Göhre

Verschiedenes

Ist Satire erlaubt? Diese Frage wird von etlichen verehrten Lesern offenbar verneint, die uns wegen des Artikels „Pedanten und Philister“ in Nr. 6 zur Rede gesetzt haben. Ja wer dergleichen nicht nehmen kann, wie es gemeint ist, keck, witzig und geistreich in der Form, dabei tief ernst im Inhalt und rein um der Sache willen geschrieben, für den ist es eben nicht, und der mag wohl dran Anstoß nehmen. Insbesondre liegt dem Artikel nichts ferner als ein Angriff auf Luthardts Person; wie der Verfasser Luthardt nennt, ist er ihm ein Typus, der sehr ehrenwerte Vertreter hat, gewiß auch in den Reihen unsrer Gesinnungsgenossen. Wir trauen dem verehrten Herrn in Leipzig so viel Humor und Geist zu, daß er die Art des Artikels besser gutirt als seine Anwälte, mag er auch sonst seinen Inhalt noch so sehr ablehnen. Der Reichsbote hat ja auch den Humor dafür gehabt.

Es freut uns immer, wenn unsre Leser so empfindlich sind. Denn einmal ist es ein gutes Zeichen für unser Blatt: es muß doch im ganzen ein anständiges Blatt sein, daß man sich sofort empört, wenn wir an die Grenze geraten. Zweitens ist es erfreulich, wenn der Redaktion das Gewissen geschärft wird: das braucht Jeder, der in diesem Berufe steht. Endlich aber müssen wir doch für unser Blatt das Recht in Anspruch nehmen, daß wir, gewohnt alles Persönliche und Verletzende fernzuhalten, gelegentlich einmal ein keckes oder scharfes Wort sagen; persönlich verletzend soll es nie sein, darauf können unsre Leser sich verlassen.

R

*) Die Christliche Welt hat kein politisches Programm zu vertreten, also auch nicht das nationalsoziale. Aber wie in voriger Nummer ein geschätzter Mitarbeiter gelegentlich gegen die Nationalsozialen polemisirt hat, so ist es selbstverständlich dem der Christlichen Welt so nahe verbundnen Verfasser obigen Artikels unverwehrt, gelegentlich zur Klarstellung viel mißverstandner Gedanken und Forderungen seiner Partei in unsern Spalten ein Wort zu sagen.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Frankfurt a. M.: 7. März 1898, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: „Christentum und Darwinismus."

Magdeburg: Monats-Versammlung, 2. März 1898, 3 Uhr nachmittags, bei Wuthe, Hasselbachstraße: „Christentum und Entwicklungsgedanke." (Vgl. Reischles Vortrag, Hefte zur Christlichen Welt Nr. 31.) Man beachte das veränderte Lokal!

Es wird freundlichst gebeten, bei Bestellungen auf Grund dieser Anzeigen sich auf die Christliche Welt beziehen zu wollen

Die evangelische Gemeinde in Bonn hat beschlossen, eine vierte Pfarrstelle zu errichten. Die Thätigkeit des zu berufenden Pfarrers erstreckt sich lediglich auf die Versorgung der Anstalten innerhalb der Gemeinde, nämlich der Provinzial-Irren-Heil- und Pflegeanstalt, des städtischen Not- und Hilfshospitals und des Wilhelm-Augusta-Stifts, der sämtlichen klinischen Anstalten der Universität, des Johannes-Hospitals, des Königlichen Gefängnisses für Männer und Weiber, des Friedrich-Wilhelm-Stiftes, des Alexianerhauses und des Krankenhauses auf dem Venusberge. Der Pfarrer ist stimmberechtigtes Mitglied des Presbyteriums, hat aber nicht den Vorsitz zu führen. Das Gehalt des Pfarrers beträgt außer freier Dienstwohnung 4800 Mark und steigt nach je fünf Dienstjahren in der Gemeinde um 600 Mark bis zum Höchstgehalt von 6000 Mark. Vorläufig werden nur schriftliche Meldungen erbeten. Dieselben sind mit kurzem Lebenslauf bis zum 15. März zu richten an den Vorsitzenden der Pfarrwahlkommission

Prof. D. **Sachsse**, Konsistorialrat,
Bonn, Königstraße 2b.

Würdige und sinnige

Konfirmationsgeschenke

aus dem Verlage von **Ferdinand Hirt & Sohn** in **Leipzig**.

Riemann, Lic. D. theol., **Für den Lebensweg.** Pracht-Ausg. 9 M. Kleine Ausg. 4 M.

Rogge, D. Hofprediger, **Allzeit im Herrn.** Vierte Auflage. Prachtb. 12,50 M.

Kleinere, beliebte u. gediegen ausgestattete Geschenkwerke (in Prachtb. je 4 M) sind:

Augusti, In gutem Geleit. Stökl, Feierstunden d. Seele.

Stökl, Auf der Schwelle des Lebens. 4. Aufl.

Wiederum sagt Jesus —

von **Amicus Veritatis**.

Preis 10 Pfg.

Zu beziehen von **C. Lessing**, Löwenstein, Württ.

Für gebildete Gläubige.

Pianinos, Harmoniums,
von M 400.—an. von M 80.—an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Hauslehrer

für zwei Knaben (Quarta und Sexta) gesucht. Offerten an Frau **Feldt** geb. v. Kries, Schmentau b. Czerwinsk W.-Pr.

Millennium-Tages-Anbruch

Eine Handleitung für Bibelforscher von **C. T. Russell.**

Deutsch 3 Bd., engl. 4 Bd. Bd. 1—3 à 1,50 M.

Bd. 1 dieses einzigartigen Werkes ist bereits in 575 000 Exempl. verbreitet. — **„Zions Wacht-Turm"** und Verkünder der Gegenwart Christi. Deutsche Ausgabe des engl. Blattes von C. T. Russell. Erscheint monatl. 2 Ex. per Jahr 1,30 M. Adr. für beides: Schwester **M. Giesecke**, Berlin W., Nürnbergerstr. 66.

Kaffee

rohen und gebrannten, feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet

Alfred Böhm,
Stuttgart.

Ich empfehle hiermit ganz besonders:

Die Leidensgeschichte Jesu Christi.

Zwölf Predigten
von
Dr. H. Martensen.

Zweite durchgesehene Auflage. Gr. 8°. M. 2.40, eleg. geb. M. 3.—.

Inhalt: 1. Gethsemane. 2. Die Einsamkeit. 3. Der Herr und Petrus. 4. Kaiphas. 5. Judas Ischarioth. 6. Herodes und Pilatus. 7. Christus und Barabbas. 8. Pontius und Pilatus. 9. Das Aergernis. 10. Die Einigkeit der Feinde. 11. Der Gang nach Golgatha. 12. Das Lebenswort am Kreuze.

— „voll feinsinniger Bemerkungen" —. „Bieten dadurch, daß sie den Stoff aller Passionserzählungen in die Erklärung hineinziehen, thatsächlich eine Auslegung der ganzen Leidensgeschichte."
(Pfarrer Everling im Theol. Jahresbericht XV.)

Religiöse Reden

von
Frederick William Robertson.

Neue Sammlung, dem Andenken Emil Frommels gewidmet.

Gr. 8°. Preis M. 2.25. In Kaliko hübsch geb. M. 3.—.

Inhalt: 1. Jugendentwickelung Jesu. 2. Reinheit. 3. Ruhe. 4. Der gute Hirte. 5. Das neue Gebot: Liebet euch untereinander, wie ich euch geliebet habe. 6. Der Friede Gottes. 7. Petri Sündenbewußtsein. 8. Die christliche Kirche als Familie. 9. Der Mann der Schmerzen. 10. Jesus vor Jerusalem. 11. Die drei Kreuze auf Golgatha. 12. Die letzten Worte Christi. 13. Der Zweifel des Thomas. 14. Elis Charakter. 15. Bileam. 16. Joseph vergiebt seinen Brüdern.

Ueber diesen Band wird der Verlagsbuchhandlung von einem unsrer hervorragendsten Berliner Kanzelredner geschrieben:

„Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für die überaus gütige Uebersendung der Robertsonschen Reden, von denen Kenntnis zu nehmen mir eine wahre Erquickung ist. Wir Geistliche können nur Ihnen wie der verehrten Uebersetzerin für diese Gabe wärmsten Dank wissen und von Herzen wünschen, daß viele an Robertsons Geist, Behandlungsweise, Psychologie und sittlicher Energie lernen mögen."

Berlin W. 9, Linkstraße 4. **Hugo Rother's Buchhandlung** (Martin Warneck).

Soeben erschien:

Karl Barthel:

Deutsche Nationallitteratur der Neuzeit.

10. Auflage, neu bearbeitet und fortgesetzt von

Max Vorberg.

I. Lieferung. Vollständig in ca. 7 Lieferungen à 1,50 M.

Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.

Verlag von Otto Liebmann, Berlin W. 35.

Hermann Jastrow,
Amtsgerichtsrat.

Das Recht der Frau

nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch.
Dargestellt für die Frauen.

Preis eleg. gebunden 2 Mark 80 Pfg.

Das Buch will den Frauen, welche sich für die rechtliche Stellung ihres Geschlechts interessieren, eine Anleitung zur Orientierung in allen Fragen geben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom Verlage (franko gegen Einsendung des Betrages).

Tuch u. Buckskin

Ueberzieher-, Cheviot- und Kammgarnstoffe in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés**, hochfeine Qualitäten, sowie **Altar- und Kanzeltuch**, reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet direkt an Private zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.

Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

ADOLF FUNKE
CHRISTLICHES VERSAND-GESCHÄFT
REICHENBACH i. SCHLES.

Grösste Ersparnisse

durch direkten Bezug!

Herren-Anzugstoffe:

à Meter 2 bis 6 Mk., Anzug (3 Meter) 6 bis 18 Mark.
Portofrei! Proben vorher!

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

In meinem Verlage erscheint:

Zeitschrift
für
Theologie und Kirche

in Verbindung mit

D. **A. Harnack**, Professor der Theologie in Berlin, D. **W. Herrmann**, Professor der Theologie in Marburg, D. **J. Kaftan**, Professor der Theologie in Berlin,
D. **M. Reischle**, Professor der Theologie in Halle a. S., D. **K. Sell**, Professor der Theologie in Bonn,

herausgegeben von

D. J. Gottschick,
Professor der Theologie in Tübingen.

Inhalt des ersten Jahrgangs: **J. Kaftan**, Theologie und Kirche. **W. Herrmann**, Die Buße des evangelischen Christen. — **A. Harnack**, Geschichte der Lehre von der „Seligkeit allein durch den Glauben" in der alten Kirche. — **Chr. Schrempf**, Sören Kierkegaards Stellung zu Bibel und Dogma. **H. H. Wendt**, Der Kern der Corneliuserzählung, Act. **10**, 1—**11**, 18. **J. Gottschick**, Die Erfahrung der Höllenschrecken und der Christenstand nach dem Urteile Luthers. — **W. Herrmann**, Religion und Sozialdemokratie. **M. Reischle**, Erkennen wir die Tiefen Gottes? — **O. Holtzmann**, Die Offenbarung durch Christus und das Neue Testament. **K. Ziegler**, Wie verhalten sich die Begriffe „Opfer" und „Sakrament" zu einander? — **J. Kaftan**, Glaube und Dogmatik. **J. Gottschick**, Das Verhältnis des christlichen Glaubens zum modernen Geistesleben.

Inhalt des zweiten Jahrgangs: **E. Haupt**, Reich Gottes, Gemeinde, Kirche in ihrer Bedeutung für christliches Glauben und Lehren. **K. Marti**, Das erste offizielle Bekenntnis. **R. Handmann**, Christentum und Buddhismus in ihrem gegenseitigen Verhältnis. — **H. von Soden**, Die Ethik des Paulus. **H. H. Wendt**, Das Verhältnis der inneren Mission zur kirchlichen Organisation. **J. Gottschick**, Katechetische Lutherstudien. I. Die Seligkeit und der Dekalog. — **A. Harnack**, Ueber das Verhältnis des Prologs des vierten Evangeliums zum ganzen Werk. **W. Herrmann**, Der geschichtliche Christus der Grund unseres Glaubens. **W. Haller**, Die Lehre von der Auferstehung des Fleisches bis auf Tertullian. I. II. Fortsetzung und Schluß. — **P. Lobstein**, Der evangelische Heilsglaube und die Auferstehung Jesu Christi. — **B. Stade**, Die messianische Hoffnung im Psalter. **K. Köhler**, Freie Vereinsthätigkeit und amtliche Kirchenthätigkeit. **J. Gottschick**, Katechetische Lutherstudien (Fortsetzung). — **K. Sell**, Der Wunderglaube der Gemeinden und das Gewissen des evangelischen Geistlichen. **Th. Brieger**, Die kirchliche Gewalt der Obrigkeit nach der Anschauung Luthers.

Inhalt des dritten Jahrgangs: **S. Eck**, Familie und Ehe. **B. Stade**, Ueber die Aufgabe der biblischen Theologie des Alten Testaments. **H. von Soden**, Das Petrusevangelium und die kanonischen Evangelien. — **J. Kaftan**, Was ist schriftgemäß? **G. A. Deißmann**, Zur Methode der biblischen Theologie des Neuen Testaments. **K. Sell**, Zur Kirchenfrage. Ueber evangelischen Gebrauch von kirchlichen Formeln, insbesondere von Glaubensbekenntnissen. — **H. Grunsky**, Die Autorität der heiligen Schrift. **J. Kaftan**, Christentum und Wirtschaftsordnung. — **P. Kölbing**, Schleiermachers Zeugnis vom Sohne Gottes nach seinen Festpredigten. **R. Eckardt**, Der religiöse Gehalt von Sacharja 9—14. **F. Nitzsch**, Ueber den Ursprung der Bezeichnung des Taufbekenntnisses und der übrigen Bekenntnisse als Symbola. **H. Scholz**, Das persönliche Verhältnis zu Christus und die religiöse Unterweisung. **O. Ritschl**, Der geschichtliche Christus, der christliche Glaube und die theologische Wissenschaft. — **J. Kaftan**, Der evangelische Glaube und die kirchliche Ueberlieferung. **E. Troeltsch**, Die christliche Weltanschauung und die wissenschaftlichen Gegenströmungen. I.

Inhalt des vierten Jahrgangs: **H. H. Wendt**, Die Lehre des Paulus verglichen mit der Lehre Jesu. **W. Weiffenbach**, Der Weg zu Christo. — **Fr. Traub**, Ritschls Erkenntnistheorie. **A. Harnack**, Zur Geschichte der Entstehung des apostolischen Symbolums. — **E. Troeltsch**, Die christliche Weltanschauung und die wissenschaftlichen Gegenströmungen. (II—VI. Schluß.) **W. Baldensperger**, Die neueren kritischen Forschungen über die Apokalypse Johannis. — **W. Herrmann**, Ergebnisse des Streites um das Apostolikum. **J. Heyn**, Einfluß der Seelsorge auf die Lehrthätigkeit des Pfarrers. — **K. Sell**, Forschungen der Gegenwart über Begriff und Entstehung der Kirche. **P. Grünberg**, Speners Bemühungen um die Reform des theologischen Studiums. — **E. Chr. Achelis**, Der gegenwärtige Stand der Katechetik. **Teichmann**, Die Stellung des evangelischen Theologen zur heutigen psychiatrischen Wissenschaft. **R. Handmann**, Das Christentum als Weltreligion.

Inhalt des fünften Jahrgangs: **K. Ziegler**, Die ethische Versöhnungslehre im kirchlichen Unterricht. I. **A. Hering**, Die dogmatische Bedeutung und der religiöse Wert der übernatürlichen Geburt Christi. **A. Harnack**, Julians des Apostaten Beurteilung des johanneischen Prologs. — **E. Grafe**, Die neuesten Forschungen über die urchristliche Abendmahlsfeier. **E. Stuckert**, Die Bedeutung der Persönlichkeit im christlich-religiösen Gemeinschaftsleben. — **K. Ziegler**, Die ethische Versöhnungslehre im kirchlichen Unterricht. II. **M. Reischle**, Die Bedeutung der Sitte für das christliche Leben. — **P. Chapuis**, Der Glaube an Christus. **Fr. Nitzsch**, Die Weltanschauung Friedrich Nietzsche's. — **E. Troeltsch**, Die Selbständigkeit der Religion. I. II. — **K. Sell**, Der Ursprung der urchristlichen und der modernen Mission. **O. Ritschl**, Studien zur Geschichte der protestantischen Theologie im 19. Jahrhundert.

Inhalt des sechsten Jahrgangs: **M. Reischle**, Die katechetische Behandlung des dritten Artikels von Luthers kleinem Katechismus. I. **F. Niebergall**, Die Lehre von der Erwählung. **E. Troeltsch**, Die Selbständigkeit der Religion. III. — **M. Reischle**, Die katechetische Behandlung des dritten Artikels von Luthers kleinem Katechismus. II. **E. Troeltsch**, Die Selbständigkeit der Religion. IV. — **K. Ziegler**, Der Glaube an die Auferstehung Jesu Christi. **A. Hoffmann**, „Gesetz" als theologischer Begriff. **P. Lobstein**, Zur Rechtfertigung der Kindertaufe. — **G. Frommel**, Geschichte des individualistischen Prinzips von Calvin bis Vinet. **R. Kabisch**, Die Ergebnisse theologischer Forschung in der Volksschule. **E. Teichmann**, Die Taufe bei Paulus. — **J. Kaftan**, Die Selbständigkeit des Christentums. **A. Hegler**, Franziskus von Assisi und die Gründung des Franziskanerordens. — **H. Scholz**, Zur Lehre vom „armen Sünder." **K. Stuckert**, Vom Schauen Gottes.

Inhalt des siebenten Jahrgangs: **J. Kaftan**, Das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. **P. Chapuis**, Die Anbetung Christi. **R. Schmid**, Zur Bekehrungsgeschichte Augustins. — **F. Niebergall**, Das Heil im Kreuze Jesu Christi. **F. Schiele**, Der Entwicklungsgedanke in der evangelischen Theologie bis Schleiermacher. — **M. Reischle**, Der Streit über die Begründung des Glaubens auf den „geschichtlichen" Jesus Christus. **P. Grünberg**, Die Evangelisationsvorträge des Predigers Elias Schrenk. — **P. Schwartzkopff**, Der Teufels- und Dämonenglaube Jesu. **Th. Häring**, Gehört die Auferstehung Jesu zum Glaubensgrund? **J. Gottschick**, Propter Christum. Ein Beitrag zum Verständnis der Versöhnungslehre Luthers. **Th. Häring**, Rede zum vierhundertjährigen Geburtstag Philipp Melanchthons, gehalten in der Aula der Tübinger Universität am 16. Februar 1897. **J. Gottschick**, Paulinismus und Reformation. — **F. Niebergall**, Die Heilsnotwendigkeit des Kreuzestodes Jesu Christi. **Schian**, Der Einfluß der Individualität auf Glaubensgewinnung und Glaubensgestaltung.

Inhalt des achten Jahrgangs, erstes, zweites Heft: **E. Troeltsch**, Geschichte und Metaphysik. **J. Kaftan**, Erwiderung: 1. Die Methode. 2. Der Supranaturalismus. — **H. H. Wendt**, Das Eigentum nach christlicher Beurteilung. **Th. Häring** und **M. Reischle**, Glaubensgrund und Auferstehung. Ein gemeinschaftliches Schlußwort zu den Verhandlungen in dieser Zeitschrift. 1897. **P. Drews**, Dogmatik oder praktische Psychologie. **Bithorn**, Die Behandlung der Zweifel an dem zukünftigen Leben in der Seelsorge.

(Abgedruckt auf Wunsch mehrerer Freunde der „Zeitschrift für Theologie und Kirche.")

Der Preis eines Jahrganges von 6 Heften beträgt **M. 6.—** **(Francs 8.—)**
Gebunden in Halbfranz **M. 8.—**, Einbanddecke **M. 1.25.**

== **Einzelne** Hefte werden nur zu **erhöhtem** Preis abgegeben. ==

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Das Ich
als Grundproblem der Metaphysik.

Eine Einführung in die spekulative Philosophie

von

Artur Drews, Dr. phil.
Privatdozent der Philosophie an der technischen Hochschule in Karlsruhe.

Gross 8. 1897. M. 8.—.

Das Streben des Verfassers, der sich durch seine früheren Veröffentlichungen auf diesem Gebiete bereits einen wohlbekannten Namen errungen hat, geht in dem vorliegenden Werke dahin, die allgemeinsten Grundzüge einer Philosophie der Psychologie oder metaphysischen Unterlage dieser Wissenschaft zu liefern. „Denn," sagt er, „wie die Naturwissenschaft von ihren stolzen Ansprüchen einer Welterklärung mehr und mehr zurückkommt, und der Wunsch nach Vertiefung derselben zur Naturphilosophie heute bereits von ihren Vertretern selbst erhoben wird, so wird auch für die Psychologie die Stunde kommen, wo die Einsicht in die Unzulänglichkeit der rein empirischen Erklärungsweise sie wieder Anschluss bei der Spekulation wird suchen lassen. . . . Die bisherige Metaphysik aber, wie sie auf dem Boden des *Cogito ergo sum* erwachsen ist, hat der heutigen Psychologie keine geeignete Grundlage darzubieten. . . . Ein wirklicher Fortschritt beruht nur auf dem völligen Bruch mit dem *Cogito ergo sum,* in der Einsicht, dass die Entwicklung aus dem letzteren an den Punkt gelangt ist, wo sie notwendig in ihr Gegenteil umschlagen muss, und dass das Ergebnis dieses dialektischen Prozesses kein anderes als — das Unbewusste ist."

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig